

Der Sammler

Nach Jahrtausenden kehrt er zurück und findet seine Welt zerstört

Belgien F 34 / Frankreich F 5,- / Italien L 900 / Luxemburg F 32 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 80



Der Sammler

von Harald Münzer

Nach Jahrtausenden kehrt er zurück und findet seine Welt zerstört

Im Jahr 2501 befindet sich das Sternenreich der Menschheit in seiner bisher schwersten Krise, die durch die überhastete Umstellung der Raumfahrt auf die neuen Kaiserkraft-Schiffe ausgelöst wurde. Bisher hatten die Treiber, PSI-begabte Raumfahrer, die terranischen Sternenschiffe gelenkt. Als sie sich gegen ihre Ablösung durch die Kaiserkraft wehrten, verfolgte man sie gnadenlos und nahm den meisten von ihnen durch Gehirnoperation die PSI-Kräfte.

Hinter der Kaiserkraft steht Lordoberst Max von Valdec, der Vorsitzende des über die Erde und ihre Kolonien herrschenden Konzils der Konzerne. Valdec will die von seinem eigenen Konzern entwickelte Energietechnik um jeden Preis durchsetzen, auch nachdem immer deutlicher wird, welche gefährlichen Nebenwirkungen die Kaiserkraft hat. Doch die neuen Kaiserkraft-Schiffe können nicht schnell genug gebaut werden. Auf vielen Kolonialwelten kommt es zu gefährlichen Versorgungsschwierigkeiten.

Aus den Reihen der von Valdec verfolgten Treiber hat sich die Widerstandsorganisation der Terranauten neu formiert, die für eine Befreiung Terras vom Joch des Konzils und eine Rückkehr zur Treiberraumfahrt kämpft. In den letzten Monaten gelang es den Terranauten, viele gefangene Treiber von den Gefängniswelten des Konzils zu befreien. Aber noch immer gibt es überall im Sternenreich verzweifelte ehemalige Treiber, die auf versteckten Welten in Internierungslagern festgehalten werden. Ein Sonderkommando aus vier Terranauten gelangt auf der Suche nach solchen Treibern auf den Geheimplaneten Sarym. Dort werden schon seit Jahrzehnten Treiber interniert, indem man sie einfach auf der Welt aussetzt und sich selbst überläßt. Diese Treiber haben das Sternenreich fast vergessen und wollen Sarym nicht mehr verlassen. Sie nennen sich inzwischen Surinen. Doch die Terranauten sind auf die Hilfe der Surinen angewiesen, wenn sie jemals zu ihrer Basis zurückkehren wollen. Um den Surinen die Gefährlichkeit ihrer neuen Heimatwelt Sarym zu beweisen, unternehmen die Terranauten eine Expedition zum Nordkontinent von Sarym, um das Geheimnis der Korallenstadt zu ergründen. Aber es kommt zu unerwarteten Zwischenfällen. DER SAMMLER ist zurückgekehrt …

Die Personen der Handlung:

Lyda Mar, Damon Credock und Ennerk Prime – Sie geraten in den Bann der maritimen Korallen-Stadt.

Suzanne Oh, Onnegart Vangralen, Aschan Herib – Sie verlieren den Kontakt zu ihren drei obengenannten Gefährten, was für Terranauten und Mittler böse Folgen haben wird.

Hermano Lotz – Der Kommandant von Valdecs Geheimstation auf Sarym hat Beobachtungsschwierigkeiten.

Der Sammler – Ein organisches Raumschiff kehrt ins Norvo-System zurück.

Der Sammler:

Ich bin der Sammler.

In unmittelbarer Nähe des Zentralgestirns, um das meine Ursprungswelt kreist, gleite ich aus dem übergeordneten Kontinuum in den Normalraum zurück, und sofort spüre ich, wie die vielfältigen Energieformen des solaren Strahlenspektrums und die winzigen Partikel des nie nachlassenden Sonnenwindes auf meine Außenschale prasseln. Ich manövriere mit meinen Sonnenflügeln in eine stabile Bahn. Mein gesamter Organismus reagiert spontan auf das spezifische energetische Muster der Sonnenstrahlung, indem er Erinnerungen reaktiviert und freisetzt – Erinnerungen, die nicht nur auf der Ebene meines individuellen Bewußtseins, sondern schon als Arterinnerungen in meinem genetischen Kode und in meiner Zellstruktur gespeichert sind. Ein Strom angenehmer Empfindungen durchpulst mich und mündet schließlich in einem unbeschreiblichen Glücksgefühl.

Ich bin heimgekehrt.

Aber ich darf mich diesem Gefühl nicht allzu lange hingeben, denn alles in mir drängt danach, meine lange, lange Reise zu vollenden. Ich bin müde, meine Außenschale ist alt und rissig, und meine Gedächtnisspeicher sind bis zum Bersten mit wichtigen Informationen aus dem Operationsgebiet gefüllt, das dir *Knospen des Baumes* mir vor so langer Zeit zugewiesen haben und an das ich während meines Heimfluges so oft voller Wehmut und Entsetzen zurückdenken mußte. Denn mein Operationsgebiet, die Randzonen des galaktischen Kerns, ist eine Region voller namenloser Wunder und namenloser Schrecken. Die Sonnen stehen dort so dicht beieinander, daß sie keine Planetensysteme mehr besitzen können, weil die Gezeitenkräfte der Gravitation und die ungeheuren energetischen Entladungen jeden Körper von planetaren Ausmaßen zerfetzen und einschmelzen würden. Weiter zum Zentrum hin – ja, auch bis an die Grenzen dieses fürchterlichen Mahlstroms bin ich vorgestoßen! – degenerieren die Sonnen selbst, stürzen in sich zusammen oder verbinden sich miteinander, so daß sogar der Raum und mit ihm die Zeit mutieren. Nicht einmal ein Sammler wie ich, der für extreme Belastungen ausgelegt ist, kann in diesem Medium des Chaos existieren, und ich bezweifle, daß die natürliche Evolution Wesen hervorgebracht hat, die dazu in der Lage sind.

In etwas größerer Entfernung vom Kern jedoch – dort, wo die Raum-Zeit-Verwerfungen noch spürbar, aber nicht mehr todbringend sind – bin ich Intelligenzen begegnet, die den intelligenten Lebensformen, die den sternenärmeren Zonen der Galaxis

entstammen, überraschend ähnlich waren, obgleich sich ihre Evolution auf ganz anderen und zum Teil höchst erstaunlichen Bahnen vollzogen haben muß. Wie im Kern selbst ist auch am Zentrumsrand die Schicht nur dünn, die den Normalraum von jenem zweiten Kosmos trennt, durch den ich mich bewege, wenn ich die Schranken der Lichtgeschwindigkeit überwinden will.

Und das ist auf die Evolution der Intelligenzen des Zentrumsrandes nicht *ohne* Einfluß geblieben.

Dies alles ist in meinen Gedächtnisspeichern aufbewahrt, abrufbereit. Und der Augenblick, da ich meine Informationen abgeben und in die Speichermatrix der PSI-Auren einspeisen werde, steht unmittelbar bevor.

Die PSI-Auren …

Das Verlangen, den Kreis meiner Existenz zu schließen, wird immer stärker. Hastig mache ich mich daran, meine psionischen Fühler auszustrecken. Für einen winzigen Moment überfällt mich lähmendes Entsetzen, als ich das PSI-Netz nicht spüre, das die sieben Auren miteinander verbindet. War ich zu lange fort? Hat es Veränderungen gegeben, die nicht voraussehbar waren? Ist das PSI-Netz während der vielen Planetenumläufe meiner Abwesenheit zerrissen, die Matrix nicht mehr aufnahmebereit? Aber nein, jetzt erhalte ich eine Antwort, aber sie ist schwach, viel schwächer als erwartet. Das Netz existiert also noch, aber es ist beschädigt, verkümmert …

Ich bin erleichtert und zugleich betroffen. Was hat das PSI-Netz so verstümmelt? Mit größter Anspannung stimme ich mich endgültig auf das Netz ein und jage fragende Impulse durch die energetischen Stränge. Die Reaktion ist ein Sog, der mein Bewußtsein mitreißt, ohne daß ich diesen Vorgang irgendwie beeinflussen könnte.

Eine indirekte Antwort …

Das PSI-Netz kann seinen Zustand nicht in Worte fassen, es kann nur zeigen. Und so werde ich von Synapse zu Synapse gewirbelt, von PSI-Aura zu PSI-Aura, quer durch das Sonnensystem, das meine Heimat ist.

Voller Angst warte ich auf die ersten Eindrücke. Doch schon jetzt ahne ich – nein, schon jetzt weiß ich – mit absoluter Sicherheit, daß nichts mehr so ist, wie es bei meinem Aufbruch war.

*

Lyda Mar hatte das Gefühl, schon seit Äonen in diesem zähen, schwach fluoreszierenden Grau zu treiben, das zugleich wie ein Nebel

und doch nicht wie ein Nebel war. Obwohl sich in ihrem Gesichtsfeld kein Fixpunkt befand, an dem sie sich hätte orientieren können, schien es ihr, als bliebe sie nicht unbeweglich an einer Stelle stehen. *Etwas* zog sie vorwärts, immer tiefer hinein in die grauen Schleier.

Lyda hatte Angst.

Verzweifelt versuchte sie festzustellen, ob sie überhaupt noch einen Körper besaß oder ob nur ihr Geist, ihr Bewußtsein, in diesem fremdartigen Medium gefangen, war. Wenn sie körperlich *hier* war (was immer *hier* auch bedeuten mochte), darin war sie jedenfalls nicht in der Lage, ihren Körper zu spüren.

Aber auch ohne Körper war sie immerhin fähig, ihre Umgebung wahrzunehmen. Sie sah (oder fühlte?) der grauen Nebel, spürte den Einfluß des unheimlichen Etwas, das sie langsam zu sich holte, und hörte … was?

Längst hatte Lyda es aufgegeben, die Natur des an- und abschwellenden Wisperns ergründen zu wollen, das vor einer unmeßbaren Zeitspanne in ihr aufgeklungen war. Manchmal schien es ihr, als handele es sich dabei um eine Art Stimme, die sie mit sanfter Verlockung rief. Ein Sirenengesang, schön, aber auch mit einem bedrohlichen, unheilverheißenden Unterton. Dann wieder veränderte sich der Klang und wurde zu einem hellen Sirren und Pfeifen.

Libellenflügel, die die Luft durchteilen … Wind, der, durch die Schrunde und Spalten eines uralten Berges heult …

Jetzt verdichtete sich das Grau zu wabernden Konturen, und zugleich verdichtete sich auch die Angst, die in Lydas Bewußtsein wartete.

Gesichter im Nebel … Fremdartige Gesichter …

Ein Gesicht wie eine Knospe, eingefaßt in purpurne Blütenblätter. Die Knospe schimmert in einem strahlenden Goldton, sie pulsiert wie der Nebel …

Dann das Gesicht eines Mannes, eine verzerrte Maske, böse und traurig zugleich. Das Wispern, jetzt plötzlich stärker, kündet von unerträglicher Qual, von Schmerzen des Körpers und der Seele …

Lyda versuchte zu schreien, aber da waren keine Stimmbänder, die den Schrei hätten bilden können, kein Mund, der sich öffnete …

Plötzlich ein neues Gesicht, aber nicht draußen im Nebel, sondern in Lyda selbst: das Gesicht ihrer Angst.

Grüne, vom Schimmel zerfressene Haut. Lydas Gesicht!

Jetzt bahnte sich der Schrei einen Weg in den Nebel, ohne Stimmbänder und Mund. Ein geistiger Schrei, der die wallenden Schwaden durchdrang und zerriß.

Ungläubiges Staunen erfüllte Lyda und ließ sie die Angst vergessen.

Vor ihr, inmitten einer Insel des Lichts, erhob sich ein Kegel in den Himmel – ein rosenfarbener Kegel mit abgerundeter Spitze. Und mit einem Mal wußte Lyda, daß dieser Kegel der Ort war, von dem das Wispern und die Kraft, die sie durch den Nebel gezogen hatte, ausgingen.

Neugierig näherte sie sich dem Kegel, in einer seltsam wellenförmigen Bewegung. Befand sie sich vielleicht in einem Boot auf stark bewegter See?

Sie wollte nach unten blicken, und da war tatsächlich das Meer – aber viele Meter unter ihr. Sie *flog*, flog hoch über dem Meer dahin. Und trotzdem schienen sich die Bewegungen der Wellen, der Rhythmus des Meeres auf ihren Körper (oder ihren Geist?) zu übertragen.

Ein grenzenloses Staunen überfiel Lyda.

Dann erwachte sie.

*

»Was …? Wieso …?«

»Ruhig, Lyda. Ganz ruhig. Es ist alles in Ordnung.«

Diese Stimme … Warm, beruhigend, freundlich …

Mit einem Ruck setzte Lyda Mar sich auf und öffnete die Augen. Ihr Blick fiel direkt auf das faltige Gesicht Damon Credocks. Aus Credocks braunen Augen, die unverwandt auf Lyda gerichtet waren, sprach eine fast väterliche Sorge um seine Schülerin.

»Du hast geträumt?« erkundigte Credock sich, ohne daß seine Frage aufdringlich gewirkt hätte. Beim Sprechen stülpte er wie immer seine Unterlippe vor, eine Angewohnheit, die Lyda zu Anfang ihrer Bekanntschaft gestört hatte. Mittlerweile hatte sie sich jedoch daran gewöhnt, ja, Credocks Art zu sprechen gefiel ihr inzwischen sogar irgendwie.

Und wenn sie ganz ehrlich zu sich selbst war, mußte sie zugeben, daß ihr eigentlich alles gefiel, was Damon Credock sagte oder tat. Lyda Mar war zum ersten Mal in ihrem Leben rettungslos verliebt.

Mit einem leisen Seufzer registrierte sie, daß Credock seinen Arm um ihre Schultern gelegt hatte, um sie zu stützen. Die Berührung des Mannes hätte ihr eigentlich angenehm sein müssen, aber aufgrund ihrer puritanischen Erziehung – Lyda stammte von Naria, einem Planeten mit einer dem 19. Jahrhundert entlehnten Moral – fühlte sie statt dessen ein gewisses Unbehagen.

Innerlich verfluchte sie ihre Unsicherheit und wandte den Blick von Credocks freundlichem Gesicht ab. Zugleich versteifte sie sich und setzte sich noch aufrechter hin, so daß ihr Gewicht nicht mehr auf dem Arm des Mittlers ruhte.

Die Erinnerung an den Traum verblaßte bereits. Die Sinneseindrücke und Gedanken nach dem Erwachen überlagerten die vagen Bilder.

»Ich habe geträumt, ja«, sagte Lyda fast unwillig. »Etwas von einem Nebel und einer wispernden Stimme. Habe ich im Schlaf gesprochen oder mich bewegt? Ich meine, wieso …?«

»Ich sah den Traumhaken wegfliegen«, erklärte Damon Credock und berührte sanft Lydas linke Hand.

Unwillkürlich blickte die junge Terranautin auf ihren Handrücken. Die winzige Wunde, die der Biß des Traumhakens hinterlassen hatte, war bereits verkrustet und verursachte ihr keinerlei Schmerzen.

Ein Traumhaken … Die Erkenntnis, daß der Traum nicht in ihrem eigenen Unterbewußtsein entstanden, sondern vom Biß eines dieser seltsamen libellenähnlichen Lebewesen hervorgerufen worden war, elektrisierte Lyda. Schon damals, als sie zum ersten Mal von einem Traumhaken befallen worden war, hatte sie die Harmlosigkeit dieser Tierart erkannt. Aber trotzdem löste der Gedanke, daß sie erneut einen Kontakt mit einem Traumhaken gehabt hatte, ein nicht näher bestimmbares, ungutes Gefühl in ihr aus.

Vielleicht, überlegte Lyda, liegt das daran, daß ich nicht akzeptieren kann, eine Mittlerin zu sein?

Lyda verdrängte diesen Gedanken wieder und ließ ihre Blicke über die kleine Lichtung schweifen, die die sechsköpfige Expedition als Lagerplatz auserwählt hatte. Erst jetzt fiel ihr auf, daß sie mit Damon Credock allein auf der Lichtung war. Die anderen vier – Suzanne Oh, Ennerk Prime, Onnegart Vangralen und der Mittler Aschan Herib – mußten den Lagerplatz schon vor längerer Zeit verlassen haben, denn die schwammige Pflanzenmasse, die wie ein grüner Teppich den Boden bedeckte, zeigte an den Stellen, wo die Schläfer gelegen hatten, keinerlei Vertiefungen mehr.

»Du warst einfach nicht wachzukriegen«, beantwortete Damon Credock Lydas unausgesprochene Frage. »Was ja eigentlich auch kein Wunder ist, wenn man bedenkt, was für Belastungen dein Körper in den letzten Tagen hat aushalten müssen. Erst der Tiefkühlschlaf in dem Raumschiff der Grauen Garden, dann die Odyssee bis zu unserem Dorf, deine Krankheit … Und jetzt schon wieder so ein langer Marsch. Darum haben wir dich weiterschlafen lassen. Unsere Freunde sind

lösgezogen, um nach Booten für die große Überfahrt zu suchen. Ich bin hier bei dir zurückgeblieben, damit ich dich schützen kann, falls sich eine Panzerechse hierher verirren sollte?«

Lyda nickte dankbar, während sie sich erhob. Auch Damon Credock stand wieder auf und reckte sich, daß seine Gelenke knackten. »Hunger?« erkundigte er sich beiläufig.

»Wie eine Panzerechse.«

Credock lachte lauthals los. »Na, immerhin scheint dir trotz aller Anstrengungen der Humor nicht abhanden gekommen zu sein.«

»Galgenhumor«, versicherte Lyda ihm grimmig.

Der Mittler wurde übergangslos wieder ernst. Er nickte langsam, sagte aber nichts.

Die Lage der vier auf der Gefängniswelt Sarym gestrandeten Terranauten war in der Tat so deprimierend, daß man sie eigentlich nur mit einem gerüttelten Maß an Galgenhumor einigermaßen ertragen konnte!

Inzwischen kam es Lyda Mar sogar schon manchmal wie ein Traum vor, daß sie es fertiggebracht hatte, den Ebberdyk-Computer des Gardenschiffes auf die Seite der Terranauten zu ziehen und ihn darauf zu programmieren, die vier Terranauten nach Erfüllung ihrer Mission von dem Strafplaneten wieder abzuholen.

Vielleicht, dachte Lyda Mar müde, kommt es gar nicht mehr darauf an, ob ich das alles wirklich erlebt oder nur geträumt habe. Wenn das Computerschiff zurückkehrt und der Ebberdyk-Effekt vergeblich auf den vereinbarten psionischen Ruf wartet, dann sitzen wir endgültig auf Sarym fest und können nie mehr nach Rorqual zu David terGorden und unseren anderen Gefährten zurückkehren. Und eines Tages wird auch einer von uns plötzlich verschwinden und …

»Lyda! Damon!«

Lyda Mar schreckte aus ihren düsteren Gedanken hoch. Neben ihr begann Damon Credock heftig zu winken.

»Aschan!« rief er begeistert aus. »Alles in Ordnung?«

»Wunderbar!« Aschan Herib, der zweite Mittler, der sich den vier Terranauten auf ihrer verzweifelten Expedition zum Südkontinent des Planeten Sarym angeschlossen hatte, betrat mit seltsam federnden Schritten die kleine Lichtung. Offenbar hatte er sich durch dichten Wald vorangearbeitet, denn seine Kleidung und sein Gesicht waren klatschnaß. Die Vegetation Saryms speicherte ständig große Wassermengen, die sie bei jeder noch so schwachen Berührung bereitwillig wieder abgab. In gewisser Weise, dachte Lyda, macht das Sarym zu einer Höllenwelt. Bedrückt erinnerte sie sich an die vielen

schwer rheumakranken Surinen, denen sie in, dem Dorf, in dem Credock und Herib lebten, und anläßlich der großen Vollversammlung aller Gefangenen begegnet war.

»Wir haben eine ganze Kolonie gefunden, und das nicht einmal sehr weit von hier entfernt«, berichtete Aschan Herib mit strahlendem Gesicht. Normalerweise machte der ruhige, freundliche Mittler eher einen in sich gekehrten Eindruck, aber jetzt wirkte er wie verwandelt. Ein großes Kind, dachte Lyda Mar. Unwillkürlich lächelte auch sie.

»Müssen seltsame Boote sein, die in Kolonien auftreten«, meinte sie mit freundlichem Spott. »Glaubt ihr nicht auch, daß es langsam Zeit wäre, diese Geheimnistuerei aufzugeben und endlich damit herauszurücken, mit welchen Transportmitteln wir zum Südkontinent reisen werden?«

Damon Credock grinste und schüttelte energisch den Kopf. »Die paar Minuten wirst du wohl noch warten können«, entgegnete er sanft. »Ich freue mich schon seit dem Aufbruch von der Vollversammlung auf das Gesicht, das du machen wirst, wenn du unsere *Boote* siehst …«

»Genau«, stimmte Aschan Herib zu. »Du hättest mal sehen sollen, wie dumm Suzanne, Onnegart und Ennerk aus dem Coverall geschaut haben … Ich glaube, die drei zweifeln jetzt ernsthaft an unserem Versland und glauben, daß alle Mittler von Sarym einen bösen Kurzschluß in ihren Gehirncomputern haben.«

Bei den letzten Worten tippte er sich vielsagend an den Kopf und grinste noch lausbübischer als zuvor.

»Dann also los«, sagte Lyda Mar entschlossen. »Ich kann sowieso nicht frühstücken, wenn ich so aufgeregt bin …«

Lachend wandte Aschan Herib sich ab und schritt wieder auf den Rand des Schwammbaumdschungels zu. Aber noch bevor er die ersten Bäume erreicht hatte, ertönte ein grelles, aggressives Fauchen, das den drei Menschen das Blut in den Adern gefrieren ließ.

Im nächsten Augenblick brach die Hölle los.

Wie ein Blitz schoß ein weißbepelzter, etwa rattengroßer Körper aus dem Dickicht, schnellte sich mit kräftigen Sprungbeinen vom Boden ab und flog durch die Luft auf den völlig überraschten Mittler zu.

Der Aufprall riß Aschan Herib von den Beinen, bevor er auch nur die geringste Abwehrbewegung hätte machen können. Der Mittler schrie gellend auf und versuchte, den Angreifer, der sich in Brusthöhe in Heribs Kombination verkrallt hatte, abzuschütteln. Das fauchende Tier schien von Heribs verzweifelter Gegenwehr nicht im geringsten

beeindruckt zu sein. Mit blitzenden, nadelscharfen Fängen schnappte es nach dem ungeschützten Gesicht des Mittlers.

Damon Credock reagierte gedankenschnell. Er hechtete vorwärts, um seinem Freund zu helfen.

Zwei weitere der weißbepelzten Bestien schnellten sich aus dem Dschungel.

Sie hatten sich Damon Credock als Ziel auserkoren!

Während allerdings Aschan Herib zu verblüfft gewesen war, um sich wirkungsvoll zu verteidigen, hatte Damon Credock den Vorteil, vorgewarnt zu sein. Seine Arme sausten in einer instinktiven Abwehrbewegung durch die Luft.

Die beiden Pelztiere, die während des Sprunges ihre Richtung natürlich nicht mehr ändern konnten, hatten keine Chance. Credocks Handkanten trafen sie mit unglaublicher Sicherheit mitten im Flug. Das grelle Fauchen brach in einem schrillen Aufquieken ab, und die Angreifer stürzten tödlich getroffen zu Boden.

Mit schreckgeweiteten Augen hatte Lyda Mar die grausige Szene verfolgt, aber dann reagierte auch sie umsichtig und entschlossen. Sie rannte los. Im Laufen zog sie blitzschnell ihre Jacke aus, hielt sie vor sich und warf sich dann auf den um sein Leben kämpfenden Aschan Herib.

Das plötzlich auf ihm lastende Gewicht Lyda Mars schien dem weißbepelzten Raubtier nicht zu behagen. Für einen Augenblick lösten sich seine Zähne und Klauen aus Aschan Heribs Kleidung. Genau in diesem Moment schlang Lyda die Jacke um den tobenden, erschreckend beweglichen Körper der kleinen Bestie. Fauchend, beißend und kratzend versuchte das Tier, sich aus der Jacke zu befreien, verhedderte sich dabei aber nur noch mehr. Lyda schleuderte die Jacke mit dem tobenden Wesen darin zur Seite. Dann war auch schon Damon Credock zur Stelle und schlug mehrmals mit der Handkante zu. Wieder verwandelte sich das Fauchen in ein erbärmliches Quieken. Der rattengroße, von der – Jacke vollständig eingehüllte Körper erschlaffte.

Sofort wirbelte Damon Credock wieder herum, um sich auf die nächste Angriffswelle vorzubereiten.

Aber der erwartete Angriff blieb aus.

Stöhnend rappelte Aschan Herib sich auf. Er zitterte am ganzen Leib, und seine Hände bewegten, sich ziellos hin und her. »Das … Ich …«

»Schon gut.« Damon Credock klopfte ihm beruhigend auf die Schultern. »Alles in Ordnung?«

Herib blickte an sich herunter. Seine Kombination war an der Brust völlig zerfetzt, und er blutete aus zahlreichen Kratzern. Ernstlich verletzt schien er jedoch nicht zu sein. Darum nickte er nur stumm.

Auch Lyda Mar kam jetzt wieder auf die Beine. Sie zitterte nicht weniger als der Mittler. »Beim Buch Myriam!« stieß sie mühsam hervor. »Was waren denn das für Bestien?«

Damon Credock versuchte ein Lächeln, das ihm aber gründlich mißlang. »Surin-Ratten«, sagte er mit schwankender Stimme. »Normalerweise kommen sie nur auf dem Südkontinent vor. Ich habe bisher noch nie gehört, daß es ihnen gelungen wäre, den Ozean zu überqueren.« Nachdenklich schüttelte er den Kopf. Dann hockte er sich hin und begann, sich die blutigen Hände in einer kleinen Pfütze zu waschen. »Du solltest deine Jacke säubern, bevor du sie wieder anziehst, Lyda …«

Schaudernd nickte Lyda. Bei dem Gedanken, die Überreste der Surin-Ratte aus ihrer Jacke entfernen zu müssen, wurde ihr schon jetzt übel.

Während sie sich daranmachten, diese unangenehme, aber notwendige Arbeit auszuführen, sah sie vor ihrem inneren Auge ständig Damon Credock vor sich.

Aber nicht jenen sanften, freundlichen Damon Credock, den sie bisher kennengelernt hatte, sondern den kompromißlosen, reaktionsschnellen Kämpfer Damon Credock – die lebende Kampfmaschine.

Und einmal mehr stellte sie sich die Frage, warum Damon Credock als Treiber nach Sarym deportiert worden war, lange vor der großen Treiberverfolgung …

*

»Ein Spionage-Team der Terranauten – hier auf Sarym?«

Der mittelgroße Mann in der dezenten, anzugähnlichen Kombination beugte sich erregt nach vorne und starrte den jungen Abhörtechniker an, der auf der anderen Seite des überdimensionalen Schreibtisches saß und sich in diesem Augenblick in seiner Haut gar nicht wohl fühlte.

»Leider, ja, Stationskommandant.« Der Techno-Arbiter zog unsicher einen Speicherkristall aus der Tasche. »Wenn Sie sich diese Aufzeichnungen anhören wollen … Ich habe die wichtigsten Passagen elektronisch zusammengeschnitten. Natürlich verfügen wir nach wie vor auch über die kompletten Bänder, und …«

Der Kommandant schien sich jetzt wieder ein wenig gefangen zu haben. »Geben Sie her«, befahl er in ruhigerem Tonfall. »Und entschuldigen Sie bitte meine Erregung. Die neuen Entwicklungen haben mich einfach … überrascht.«

Er nahm den Speicherkristall entgegen, den der Techniker ihm über die Platte des Schreibtisches hinweg anreichte, und schob ihn in den dafür vorgesehenen Eingabeschlitz des integrierten Computerterminals. Anschließend drückte er den Knopf für »Tonwiedergabe«.

Die mit einem hochempfindlichen Richtmikrofon angefertigten Aufnahmen waren von exzellenter Tonqualität. Der Stationskommandant konnte jedes einzelne Wort verstehen, das von den Hauptrednern während der Surinen-Vollversammlung anläßlich des *Festes* gesprochen worden war. Und während er konzentriert zuhörte, verarbeitete er zugleich die überraschenden Informationen und zog seine Schlüsse daraus. Dabei blieb das Gesicht des Grauhaarigen so starr wie eine Maske. Nur an wenigen Stellen der Tonaufzeichnung verzogen sich seine Mundwinkel zu einer Art Lächeln.

Die Stimme der Terranautin Lyda Mar: *»Es gibt eine Möglichkeit, von diesem Planeten zu fliehen. Es ist möglich, Surin, oder, wie die Grauen sagen, Sarym wieder zu verlassen, zurückzukehren in das Sternenreich. In gut zwei Wochen wird das Raumschiff zurückkehren, und mit einer Loge aus Mittlern sollte es möglich sein, das Eigenbewußtsein des mutierten Computers zu kontakten und es zu veranlassen, diese Welt anzusteuern und einige von uns aufzunehmen. Wir werden dann zu den anderen Terranauten zurückkehren und ihnen berichten. Und bald darauf könnt ihr alle wieder frei sein.«*

Wenig später die Stimme eines Mannes, der sich selbst als Orrogan Gelot vorgestellt hatte: *»Wir leben hier auf Surin! Dies ist unsere Welt, unsere Heimat. Nicht irgendein Planet. Nicht nur ein verblassender Name. Dies ist unser Zuhause, und warum sollten wir unser Zuhause verlassen? Warum sollten wir Geborgenheit und Sicherheit gegen eine unsichere Zukunft eintauschen, wie die junge Terranautin selbst gesagt hat?«*

Dann wieder die jetzt beschwörend klingende Stimme Lyda Mars: *»… seit mehr als hundert Jahren verschwinden immer wieder Gefangene. Scheinbar lösen sie sich in Luft auf – und die meisten werden nie wiedergesehen. Wir waren Zeuge eines solchen Vorganges und haben auch einen der seltenen Fälle miterlebt, daß ein Verschwundener wieder aufgetaucht ist. Er hat den Verstand verloren. Wodurch? Alles Zufall? Eure Mitmenschen verschwinden – und Gelot behauptet, Surin gäbe euch nichts*

als Sicherheit und Geborgenheit. Tatsächlich? Er behauptet, die Grauen hätten euch bisher in Ruhe gelassen. Haben sie das wirklich? Haben sie das wirklich?«

Und schließlich die Entgegnung Orrogan Gelots: »*In einer Legende heißt es, daß die Korallenstadt im Süden für das Verschwinden von Surinen verantwortlich ist. Die Zeit, die euch noch bleibt, reicht für eine Reise dorthin mehr als aus. Findet heraus, ob die Legende der Wahrheit entspricht. Findet heraus, wer von uns recht hat.«*

Aus dem Lautsprecher des Abspielgerätes drang das Geräusch eines allgemeinen Tumults, der jedoch plötzlich von der kraftvollen Stimme eines anderen Mannes überschrien wurde.

»Ich, Damon Credock, habe die Korallenstadt schon einmal besucht – erfolglos allerdings. Trotzdem erkläre ich mich bereit, die vier Terranauten auf ihrer Expedition zu begleiten. Sie brauchen einen ortskundigen Führer.«

Dann eine weitere Männerstimme: *»Und ich, Aschan Herib, werde ebenfalls mitgehen!«*

Nach diesen Worten schaltete sich der Speicherkristall mit einem leisen Klicken ab.

Einige Augenblicke lang sprach keiner der Männer in der Kommandozentrale ein Wort. Der Techniker rutschte nervös auf seinem Sessel hin und her, der Stationskommandant spielte versonnen mit einem Magnetschreiber, und der dritte Mann, der neben der Tür lauerte, bewegte sich überhaupt nicht und zeigte auch sonst keinerlei Reaktionen.

»Wirklich interessant«, sagte der Stationskommandant schließlich gefährlich leise. »Sie haben gute Arbeit geleistet, junger Freund … Hören Sie zu: Ich möchte, daß die Beobachtungseinheit, die diese Aufzeichnungen gemacht hat, auf die vier Terranauten und ihre beiden Begleiter angesetzt wird und sie während der gesamten Reise zum Südkontinent überwacht – und das absolut unauffällig. Haben wir uns verstanden?«

Der Techniker nickte eifrig. Auf seiner Stirn glänzte ein feiner Schweißfilm. »Absolut unauffällig, jawohl, Kommandant.«

»Gut. Gehen Sie jetzt wieder an Ihre Arbeit, und leiten Sie alles Notwendige ein.«

Der Techniker stand auf, verbeugte sich kurz und wandte sich zur Tür. Als sein Blick auf den dritten Anwesenden fiel, verkrampfte er sich unwillkürlich. Sekunden später fiel die Tür hinter ihm ins Schloß.

Der Mann, der bisher schweigend neben der Tür gewartet hatte, aktivierte den Antrieb seiner Lebenserhaltungseinheit und schwebte mit dem klobigen Gefährt langsam auf den Schreibtisch zu.

»Du läßt sie nicht festnehmen und zum Verhör hierherbringen?« erkundigte er sich ruhig. Keinerlei Emotionen sprachen aus seiner Stimme – was kein Wunder war, denn diese Stimme wurde nicht von menschlichen Stimmbändern, sondern von einem Computer erzeugt. »Glaubst du nicht auch, daß Valdec sich sehr für die Ergebnisse eines solchen Verhörs interessieren würde? Schließlich sollten diese vier Terranauten darüber informiert sein, wo sich die geheimnisvolle Basis befindet, von der aus terGorden und seine Spießgesellen operieren!«

Die Lebenserhaltungseinheit kam mit einem leichten Ruck zum Stehen, und der Cyborg musterte den Stationskommandanten nun aus nächster Nähe. Jeder andere Mann wäre unter dem stechenden Blick dieser kalten Augen zusammengezuckt, aber der Kommandant lächelte nur sanft.

»Warum sollten wir sie holen, wenn sie doch freiwillig zu uns kommen?« erwiderte er ironisch. »Und außerdem: Ein Verhör dürfte sich als recht schwierig gestalten, weil die Terranauten zweifellos über Hypnoblöcke verfügen. Sonst hätten sie es nie geschafft, unerkannt nach Sarym einzusickern.«

»Mit unseren Mitteln können wir jeden Hypnoblock knacken«, wandte der Cyborg ein.

»Sicher, sicher.« Das ironische Lächeln wurde stärker. »Aber denk doch mal nach, Dor … Die Neutralisierung eines Hypnoblocks kostet Zeit – sehr viel Zeit. Ist es da nicht einfacher abzuwarten, bis die Terranauten sich verplappern und die Position der Terranauten-Basis freiwillig preisgeben? Credock und Herib werden ihnen während der Reise zum Südkontinent sicherlich eine Menge Fragen stellen, und unter Freunden plaudert man auch schon mal ein Geheimnis aus. Und dann …«

Wenn Dor Masali hätte nicken können, dann hätte er das sicherlich jetzt getan.

Der Plan des Stationskommandanten war einfach, aber genial.

Die Beobachtungseinheit würde jedes Wort übermitteln, das die vier Terranauten sprachen. Und die Chancen dafür, daß sie unbedachterweise auch die Position der geheimen Basis David terGordens erwähnten, standen ausgezeichnet …

*

Eine Stunde nach dem Kampf gegen die Surin-Ratten stand Lyda Mar auf einer kleinen Anhöhe oberhalb eines schlammigen, bleifarbenen Flüßchens und starrte ungläubig auf die rund zwanzig Geschöpfe, die

völlig reglos auf dem Wasser schwammen.

»Mit diesen … *Dingern* … sollen wir einen Ozean …?«

Die Boote, von denen Damon Credock und Aschan Herib die ganze Zeit über gesprochen hatten, waren in Wirklichkeit riesige Pflanzen – seerosenähnliche Gebilde, die sich von irdischen Seerosen jedoch darin unterschieden, daß der Blattrand stark nach oben gewölbt war, wodurch eine Art Reling von etwa eineinhalb Metern Höhe entstand. Außerdem waren die Blätter wesentlich größer als die terranischer Seerosen: Sie durchmaßen mindestens zehn Meter, aber Lyda konnte auch einige Exemplare mit einem fast doppelt so großen Durchmesser entdecken.

»Das sind keine *Dinger,* sondern Seerosenquallen«, korrigierte Damon Credock sie. »Unter der Wasseroberfläche haben sie tentakelartige Fortsätze, mit deren Hilfe sie sich ziemlich flink vorwärts bewegen können. Bei meiner ersten Expedition zum Südkontinent bin ich auch auf so einer Seerosenqualle gereist. Ganz ungefährlich ist das natürlich nicht. Besonders, wenn man in einen Sturm hineingerät … Aber wenn ihr unbedingt zum Südkontinent wollt, werdet ihr euch schon den Seerosenquallen anvertrauen müssen. Eine andere Möglichkeit gibt es nämlich nicht.«

Lyda Mar starrte immer noch unverwandt auf die riesigen Blätter. Auf der Seerosenqualle, die dem Ufer am nächsten war, saßen Suzanne Oh, Onnegart Vangralen und Ennerk Prime. Sie hatten die Ankunft Lydas und der beiden Mittler offenbar noch nicht bemerkt, weil sie in ein angeregtes Gespräch vertieft waren. Wahrscheinlich, dachte Lyda, debattieren sie gerade darüber, wie groß unsere Überlebenschancen sind.

In diesem Augenblick schaute der stämmige Vangralen auf und entdeckte die Neuankömmlinge. Er winkte ihnen kurz zu und sprach dann einige Worte zu den beiden anderen Terranauten. Die drei Menschen erhoben sich mit ungeschickten Bewegungen, wankten zum Rand des anscheinend sehr instabilen Blattes und schwangen sich mühsam über den aufgewölbten Blattrand ans Ufer. Sie schienen froh zu sein, wieder festen Boden unter den Füßen zu haben.

»Und die Entfernung von Kontinent zu Kontinent beträgt schätzungsweise zweitausendfünfhundert Kilometer«, fuhr Damon Credock unvermittelt fort. »Das macht fünftausend Kilometer, die wir auf den Seerosenquallen zurücklegen müssen.«

Lyda Mar nickte düster. »Ich weiß … Mal ganz ehrlich, Damon – können wir das überhaupt in den sechzehn Tagen schaffen, die uns noch bis zur Rückkehr des Computers ins Norvo-System bleiben?«

Damon Credock zuckte die Achseln. »Keine Ahnung. Übrigens habt ihr nicht einmal sechzehn Tage. Die Korallenstadt auf dem Südkontinent, die unser Ziel ist, liegt zwar nahe an der Küste, aber schließlich müßt ihr auch noch den Beweis finden, daß es für uns Surinen wirklich gefährlich ist, weiter auf Sarym zu leben …«

Mittlerweile arbeiteten sich die drei Terranauten langsam auf allen vieren die Anhöhe hinauf. Lyda konnte hören, wie Ennerk Prime lautstark vor sich hinfluchte. Aschan Herib, der sich nicht in die Diskussion zwischen Lyda und Damon Credock eingemischt hatte, beugte sich trotz seiner Verletzungen vor, um Suzanne Oh auf die Kuppe der Anhöhe zu ziehen.

Plötzlich begriff Lyda, daß weder Damon Credock noch Aschan Herib wirklich an den Erfolg dieser verzweifelten Expedition glaubten. Natürlich hofften auch die beiden Mittler, daß durch die Reise zur Korallenstadt das Geheimnis der verschwundenen Surinen aufgeklärt werden konnte, aber offenbar gaben sie der Mission keine großen Chancen.

Ennerk Prime, der mittlerweile als letzter den steilen Hang überwunden hatte, baute sich fast drohend vor Damon Credock auf. Er hatte die Arme in die Hüften gestemmt, und seine Augen flammten vor Wut.

»Ich habe das verdammte Gefühl, daß ihr uns verarschen wollt«, polterte der Sechzigjährige cholerisch los. »Uns das da« – verächtlich wies er mit dem Daumen nach hinten – » als Transportmittel anzubieten! Spinnt ihr eigentlich? Wenn wir uns diesen Viechern anvertrauen, treiben wir vielleicht in hundert Jahren noch auf …«

»Erstens«, unterbrach Damon Credock ihn gelassen, »sind das keine Viecher, sondern Pflanzen. Und zweitens …« Er legte eine Kunstpause ein. »Wie ihr wißt«, fuhr er dann etwas lauter fort, »sind wir Surinen schon vor langer Zeit zu der Erkenntnis gelangt, daß das ökologische System des Nordkontinents künstlich erschaffen worden sein muß. Das gleiche gilt für die Seerosenquallen. Sir gehören eindeutig zu dem künstlichen Ökosystem – und darum können wir Mittler sie auch durch unsere besondere Begabung, also durch Bio-PSI, beeinflussen und damit nach unserem Willen steuern. Genügt das als Erklärung?«

Ennerk Prime wurde sichtlich kleinlauter. »Aschan hatte uns das nicht …«

»Dann wißt ihr es jetzt.« Credock wandte sich Aschan Herib zu. »Wir suchen am besten gleich die beiden Seerosenquallen aus, auf denen wir reisen werden. Zwei deshalb, weil keine Seerosenqualle mehr als drei Personen tragen kann. Dadurch gehen wir zwar ein

gewisses Risiko ein, getrennt zu werden, aber das läßt sich eben nicht vermeiden.«

Er schickte sich an, den Hang hinabzuklettern, als Suzanne Oh ihn plötzlich zurückhielt. »Und was ist mit Proviant und Süßwasservorräten?« erkundigte sie sich völlig verblüfft. »Ich meine …«

»Liefert uns alles die Seerosenqualle«, sagte Damon Credock. »Oder glaubt ihr, daß eine Intelligenz, die in der Lage ist, organische Boote durch Genmanipulation zu erschaffen, nicht auch solche Kleinigkeiten bedacht hat?«

Und mit diesen Worten ließ er sich den Abhang hinunterrutschen, gefolgt von Aschan Herib.

Zurück blieben vier sprachlose Terranauten, die sich nur kopfschüttelnd ansahen und langsam begriffen, daß der Planet Sarym noch eine ganze Reihe weiterer Überraschungen für sie bereithielt.

*

Der Sammler:

Während mein Körper in einer stabilen Kreisbahn um das Zentralgestirn zurückbleibt, dringt mein Geist entlang der Stränge des PSI-Netzes in das Planetensystem vor. Ich bin nervös, ängstlich, angespannt. Was wird mir das Netz zeigen? Welches Grauen erwartet mich hier in diesem System, in dem ich vor unzähligen Planetenumläufen erschaffen und programmiert worden bin?

Und dann …

Der erste Planet. Felsen, Hitze, gnadenlose Strahlung. Inmitten einer toten, stummen Ebene ein Berg, der kein Berg ist. Die PSI-Aura des ersten Planeten pulsiert ruhig, gleichmäßig, unversehrt. Gemäß ihres Programms koordiniert sie unermüdlich die Stränge des Netzes, die auf die Sonne gerichtet sind und die Modifikations-Submatrix aufrechterhalten. Ja, das habe ich bereits zuvor, direkt nach meinem Überwechseln in den Normalraum; gespürt: Die Sonne arbeitet noch immer nach dem Plan der *Knospen des Baumes.* Aber jetzt, da ich weiß, daß das Netz geschwächt ist, beginne ich, mich zu fragen, ob die Modifikation der Sonnenstrahlung noch einen Zweck erfüllt. Bevor ich genauer darüber nachdenken kann, werde ich weitergerissen.

Der zweite Planet: wieder ein lebloser Felsklumpen, atmosphärelos, seltsam zerklüftet und deformiert. Eine der konischen Ausstülpungen, die den Planeten verunstalten, unterscheidet sich deutlich von allen anderen. Hier pulsiert die zweite Aura, auch sie unversehrt.

Der dritte Planet bietet ein ähnliches Bild. Undurchdringliche, extrem stark aufgeheizte Gase bilden seine Atmosphäre, aber mein vom PSI-Netz geleitetes Bewußtsein stößt natürlich mühelos durch die Wolkenschichten und berührt die dritte Aura. Sie verbirgt sich in einem langgestreckten Gebirgszug in der Nähe des planetaren Nordpols. Mein Bewußtsein wird rasch wieder weitergewirbelt, aber die kurze Zeitspanne hat vollauf ausgereicht. Ich weiß nun, daß auch diese Aura nach wie vor ihre vorprogrammierte Funktion erfüllt.

Aber gerade diese Entdeckung beruhigt mich nicht etwa, sondern steigert statt dessen meine Unruhe. Denn wenn die drei PSI-Auren der sonnennächsten Planeten völlig intakt sind, dann müssen die Schäden, die das PSI-Netz geschwächt haben, im Bereich des Doppelplanetensystems aufgetreten sein, auf das ich nun zustürze!

Der vierte und fünfte Planet kreisen um einen gemeinsamen Schwerpunkt, aber da der vierte Planet (meine Ursprungswelt) ein Riese und der fünfte ein Zwerg ist, liegt dieser gemeinsame Schwerpunkt nur knapp über der Oberfläche von Planet IV – was einen Beobachter, der über weniger fein ausgebildete Sinnesorgane verfügt als ich, zu der irrigen Annahme verleiten könnte, der fünfte Planet bewege sich auf einer Kreisbahn um den vierten.

Ich zögere, wehre mich gegen den Sog des PSI-Netzes. Zugleich aber weiß ich, daß ich die Berührung mit der vierten Aura vollziehen *muß,* denn nur so kann ich Gewißheit darüber erlangen, ob ich meine Gedächtnisspeicher in die Matrix entleeren kann oder nicht. Wenn die Aura auf dem vierten Planeten nicht mehr existiert, werde ich ohne Erfüllung sterben, ohne meine Mission erfüllen zu können. Und ohne Hoffnung auf Wiedergeburt.

*

Kurze, harte Windstöße zerrten mit brutaler Gewalt an Oinjis Klammerwurzeln und beutelten den aufgedunsenen Leib des PSI-Schmarotzers. Instinktiv krallte sich Oinji noch fester in die haarfeinen Felsrisse und stemmte sich mit aller Kraft gegen den Druck des Windes. Zugleich aber wußte er, daß er sich nicht mehr lange würde halten können – nicht, wenn der Sturm, dessen Vorboten die Böen waren, richtig losbrach! Nichts konnte den Stürmen von Oinjis Welt widerstehen, der Höllenwelt, der die Menschen den Namen Arioch gegeben hatten.

Mit seinen für einen Menschen völlig unbegreiflichen Sinnen prüfte Oinji die Natur des herannahenden Sturms. Grenzenlose Erleichterung

überfiel den Schmarotzer, als er feststellte, daß *dieser* Sturm ihn endlich – endlich! – wieder in die richtige Richtung tragen würde, hin zu der Quelle aller Freuden, die Oinji noch geblieben waren, nachdem ihn sein Stamm wegen des schwerwiegenden Sakrilegs ausgestoßen hatte, das er nicht nur einmal, sondern wieder und wieder begangen hatte – und das ohne jedes Zeichen von Reue.

Die Erkenntnis, nun, nach schier endlosen Zeiteinheiten der Verzweiflung und Qual, wieder zur Quelle zurückkehren zu können, ließ die Entzugserscheinungen, unter denen Oinji aufgrund der langen Abwesenheit von der Quelle litt, mit einem Mal noch stärker werden. Blanke Gier beherrschte die Gedanken des PSI-Schmarotzers.

Langsam zog er die Saugwurzel, durch die er sich mit lebenswichtigen Mineralien und Spurenelementen versorgt hatte, aus dem Felsspalt. Dann lockerte er auch die Klammerwurzeln und wartete.

Fast augenblicklich brach der Sturm los und wirbelte Oinji davon. Die Sturmfront trug den PSI-Schmarotzer aufwärts, hinein in den tobenden Himmel über der endlosen, von Kristallzyklonen glattgeschliffenen Felseinöde. Oinji drehte sich in einem höllischen Tanz mehrmals um sich selbst und fuhr in einer Reflexreaktion die stahlharten Steuerhäute aus. Jetzt war er nicht mehr ein hilfloser Spielball des Sturms, sondern ritt auf den Böen. Er spürte ein unbeschreibliches Gefühl der Macht, und in seinem Inneren breitete sich ein lange vermißter Friede aus.

Ich, Oinji, beherrsche die Winde. Der Sturm kann mir nichts anhaben, ich meistere ihn. Die Böen …

Ein plötzlicher Sog riß den PSI-Schmarotzer nach unten und schleuderte ihn auf eine hoch aufragende, buckelige Felsformation zu. Oinji veränderte mühsam die Stellung seiner Steuerhäute.

Zu spät. Ein betäubender Schmerz durchzuckte Oinji, als sein aufgedunsener Körper den Felsbuckel streifte, von einer neuerlichen Bö mit grausamer Gewalt über den harten Boden geschleift und dann wieder hinauf in den Himmel gefegt wurde.

Ich, Oinji, beherrsche die Winde …

Nein, er beherrschte die Winde schon längst nicht mehr. Er war langsamer geworden, und seine Kräfte hatten erschreckend nachgelassen. Kein Wunder, denn er verbrachte seine Tage nicht beim Spiel mit den Stürmen, sondern in einer sturmgeschützten Nische des seltsamen Berges, in dem sich die Quelle befand, deren Ausstrahlungen er sich so begierig hingab.

Für einen kurzen Moment vermittelten die Sinnesorgane dem PSI-

Schmarotzer überhaupt kein klares Bild seiner Umgebung mehr. Oinji wußte, daß er solchen Wahrnehmungsstörungen völlig hilflos ausgeliefert war. Das war eben der Preis, den er zahlen mußte, wenn er sich zu lange von der Quelle entfernte.

Entzugserscheinungen!

Aber manchmal konnte er es eben nicht vermeiden, die Quelle zu verlassen und sich trotz seiner abnehmenden Kräfte in den Orkan hinauszuwagen. Sein Organismus benötigte in regelmäßigen Abständen bestimmte Mineralstoffe, die es in der Nähe der Quelle nicht gab.

Die Heftigkeit des Sturms ließ plötzlich nach. Der Wind holte Atem für die nächste Attacke auf Oinji.

Der PSI-Schmarotzer nutzte die kurze Ruhepause, um sich ganz seinen Gedanken hinzugeben.

Schon die bloße Erinnerung an die Bilder, die er bei den unzähligen Kontakten mit der Quelle gesehen hatte, genügte vollauf, ihn erneut in einen rauschhaften Zustand zu versetzen.

All diese wunderbaren, unverständlichen Bilder …

Oinji wußte nicht, was die Quelle ihm da zeigte, denn ihm fehlten ganz einfach die Voraussetzungen, um das, was er sah, auch verarbeiten zu können.

Aber die Bilder waren schön, unendlich schön. Oinji war süchtig nach ihnen, fieberte mit allen Fasern seines Ichs danach, sich wieder diesem endlosen, betäubenden Strom hinzugeben.

Und bald würde es wieder soweit sein. Die Geländeformationen unter seinem dahinwirbelnden Körper waren Oinji nur zu gut bekannt. Wie oft hatte er dieses wilde, öde Land schon überflogen? Dort, dieser Vulkan, aus dem jetzt schimmernde Gaskerne in die Höhe stiegen – wie oft hatte er sich schon in seinen heißen Aufwinden bis an die Grenzen der Kristallwolken hinaufgeschraubt, um so genug Schwung für das letzte Stück des Weges zur Quelle zu gewinnen?

Und wenn die Quelle mir wohlgesonnen ist, wird sie mir vielleicht die schönsten Bilder von allen zeigen – mich selbst, tausendfach zu mir zurückgespiegelt …

Ein scharfer, warnender Impuls. Oinji wußte nicht, wer ihn da gewarnt hatte, aber der Impuls war aus nächster Nähe gekommen.

Warum eine Warnung? Was …?

Die Gaskerne, die dem weit aufklaffenden Flammenmaul des Vulkans entströmten!

Entsetzt begriff Oinji, daß er genau auf einen Schwarm dieser Gaskerne zutrieb – auf einen Wirbel aus tödlichen Edelgasen, die bei

einer Berührung auf der Stelle den Tod brachten.

Erneut wollte er seine Steuerhäute einsetzen, um sich aus der Gefahrenzone zu bringen, aber schon jetzt erkannte er, daß er auch diesmal wieder viel zu langsam reagieren würde. Er hatte sich in seinen Suchtträumen verloren, und dafür würde er nun bezahlen müssen. Mit seinem Leben! Im nächsten Augenblick traf ihn ein wuchtiger Stoß und schleuderte ihn auf eine neue Bahn. Hatte er bereits den ersten Gaskern berührt? Löste sich seine Außenschale vielleicht bereits in diesem Moment auf und gab sein verletzliches Inneres dem Wüten des Sturms preis?

Aber der erwartete Schmerz, die erwartete Agonie kamen nicht.

Oinji kämpfte die Panik nieder. Nein, das, was ihn gerammt hatte, konnte kein Gaskern gewesen sein!

Mühsam orientierte er sich. Und plötzlich spürte er, daß direkt neben ihm ein anderer Orkansegler in den aufgewühlten Luftmassen schwebte. Der PSI-Schmarotzer strahlte einen Impuls des Dankes an seinen Artgenossen ab. Doch damit gab er auch zugleich seine Identität zu erkennen.

Voller Verachtung wandte sich der andere ab und glitt davon – mitten hinein in den Wirbel der mörderischen Gaskerne. Oinji empfing den kalten, schmerzhaft klaren Todesimpuls seines Artgenossen und erschauerte ob des Hasses und des Abscheus, die daraus sprachen.

Sein Retter hatte sich selbst umgebracht, weil er den Gedanken nicht ertragen konnte, Oinji gerettet zu haben!

Oinji, den Ausgestoßenen.

Oinji, den PSI-Schmarotzer.

*

Das stille, schlammige Gewässer, auf dem Aschan Herib die Kolonie der Seerosenquallen entdeckt hatte, erwies sich bald als toter Seitenarm eines großen Flusses, und dieser Fluß – den die Surinen *Schlangenfluß* nannten, weil er in weitausholenden Schleifen die endlosen Schwammbaumwälder des Nordkontinents durchschnitt – mündete seinerseits schon nach knapp dreißig Kilometern in den Ozean.

Während der gesamten Dauer der Flußfahrt stand Lyda Mar an der organischen »Reling« der Seerosenqualle und starrte gebannt hinüber zu den immer weiter zurückweichenden Ufern. Wie schon so oft seit ihrer Ankunft auf Sarym wünschte sie sich auch jetzt wieder einen Recorder, um die mannigfaltigen Eindrücke aufzeichnen zu können.

»Warum wehrst du dich eigentlich so heftig dagegen, eine Mittlerin zu sein, wenn dich unsere Welt doch so sehr fasziniert?« ertönte plötzlich die tiefe, klangvolle Stimme Damon Credocks dicht neben ihrem Ohr. »Gerade die Mittlerfähigkeit wird dich doch in einen viel stärkeren Einklang mit der Ökologie Saryms bringen!«

Lyda zuckte zusammen. Sie hatte gar nicht bemerkt, daß Credock neben sie an den aufgewölbten Blattrand getreten war. Instinktiv rückte sie ein Stückchen von Credock ab – was bei dem schwankenden Untergrund gar nicht so einfach war. Bei jedem Schritt gab die schwammige Oberfläche des Blattes nach, ähnlich wie das Schwammoos der Wälder von Sarym. Lyda mußte sich an der organischen Reling festhalten, um nicht 2u stürzen.

Damon Credock beobachtete ihre Reaktion mit nachdenklichem Gesichtsausdruck.

»Wir brauchen Nahrung und Wasser«, fuhr er dann fort. »Ich hatte mir gedacht, daß du dich vielleicht darum kümmern könntest.«

Lyda schluckte. Einen Augenblick lang spürte sie so etwas wie Haß auf den freundlichen Mittler. Warum mußte er sie nach all den gescheiterten Experimenten bloß immer wieder zu heuen Versuchen drängen, die doch sicherlich nur mit einem erneuten Fehlschlag enden würden? Warum konnte er sie nicht endlich in Ruhe lassen?

Lyda war schon seit jeher nur ein unterdurchschnittliches PSI-Talent gewesen. Sie besaß zwar ein sehr hohes PSI-Potential, aber sie hatte dieses Potential nie richtig auszuschöpfen gelernt. Vielleicht war ihr auch hier die narianische Erziehung im Wege, die strengste Selbstkontrolle verlangte. Treiberin war sie überhaupt nur geworden, um dem grauen, stupiden Alltag ihrer puritanischen Heimatwelt zu entfliehen. Manchmal kam es ihr allerdings so vor, als sei sie dadurch nur vom Regen in die Traufe gekommen.

Wenn sie nur an die mitleidigen Blicke der Logenmeister dachte, in deren Logen sie zu Anfang gearbeitet hatte …!

Das schwächste Mitglied unserer Loge … Nicht einmal telepathisch begabt … Wir behalten sie überhaupt nur, weil sie sich soviel Mühe gibt … Sie hat ein hohes Potential, aber sie ist völlig unbegabt …

Und gerade sie, Lyda Mar, sollte unter dem Einfluß der Anti-PSI-Strahlung der Sonne Norvo ihre Treiberfähigkeiten nicht einfach verloren haben, sondern statt dessen zur Mittlerin geworden sein?

Sicher, sie konnte nicht abstreiten, daß sie im Gegensatz zu ihren drei Gefährten beim ersten Kontakt mit einem jener seltsamen Wesen, die Traumhaken genannt wurden, nicht einfach bewußtlos geworden war, sondern seltsame Visionen erlebt hatte – Visionen von einer

überwältigenden Einheit mit den Pflanzen und Tieren des Nordkontinents. Und gerade diese Tatsache galt unter den Surinen allgemein als Beweis dafür, daß ein Neuankömmling das Zeug zum Mittler hatte – also dazu, in direkten PSI-Rapport mit der künstlichen Ökologie Saryms zu treten.

Die Mittler waren so etwas wie die Aristokratie der Surinen, eine kleine Oberschicht, die dank ihrer Fähigkeiten überhaupt erst das Überleben der ihrer PSI-Fähigkeiten beraubten Gefangenen von Sarym ermöglichte. Nur die Mittler konnten auf psionischem Wege den Schwammbäumen *Manna* abringen, das Hauptnahrungsmittel der Surinen, und sie waren es auch, die bestimmte Pflanzen so »umprogrammierten«, daß sie sich als Wohnstätten oder als Waffen gegen die aggressiven, vom Südkontinent her eindringenden Tierarten verwenden ließen.

Nach Ansicht der Surinen mußte auch Lyda Mar in der Lage sein, all diese Wunder zu vollbringen. Nur – sie war es nicht.

Anfangs hatte sie sich wirklich Mühe gegeben, aber die unter Anleitung Damon Credocks durchgeführten Experimente hatten nur zu wahrhaft kläglichen Ergebnissen geführt. Warum verlangte Credock also wieder und wieder von ihr, weitere Versuche zu unternehmen? Wollte er vielleicht bloß nicht zugeben, daß auch er und seine Freunde sich irren konnten, oder glaubte er wirklich daran, daß sich doch noch Mittlerfähigkeiten bei Lyda Mar zeigen würden?

Lyda starrte verbissen weiter über den Blattrand. Aus den Augenwinkeln bemerkte sie, wie Credock mit den Achseln zuckte. Er blieb neben ihr stehen, ohne sie erneut anzusprechen.

Der Schlangenfluß löste sich jetzt in ein Gewirr kleiner Kanäle auf. Die beiden Seerosenquallen, die von Damon Credock und Aschan Herib darauf programmiert worden waren, sich möglichst direkt in Richtung Süden zu bewegen, wählten selbsttätig einen dieser Kanäle aus. Das seltsame »Fahrzeug«, auf dem sich Aschan Herib, Suzanne Oh und Onnegart Vangralen befanden, übernahm die Spitze. Die zweite Seerosenqualle folgte dichtauf.

Eine Zeitlang trieben die beiden Seerosenquallen zwischen dicht mit Schwammvegetation überwucherten Inselchen dahin, aber schon bald blieben die letzten Inseln rechts und links zurück. Wenn Lyda Mar geglaubt hatte, nun den Ozean zu erblicken, so sah sie sich getäuscht. Bis zum fernen, im Dunst verschwimmenden Horizont erstreckte sich ein düsteres Wattenmeer. Der Flußarm ging langsam in eine Art Abflußrinne im Watt über.

»Wir haben im Moment Ebbe«, erläuterte Damon Credock. »Wegen

der starken Anziehungskraft Ariochs beträgt der Gezeitenhub hier schätzungsweise fünfunddreißig Meter. Bis zum Ozean dürften es mindestens noch hundert Kilometer sein.«

Arioch …

Unwillkürlich richtete Lyda ihren Blick auf den Dämonenplaneten, der etwa fünfzehn Grad über dem Horizont stand. Selbst jetzt, am hellichten Tage, war die Hauptwelt des Doppelplanetensystems deutlich zu erkennen. Auf der Oberfläche Ariochs tobten ständig gigantische Gas- und Staubstürme, die ein farbenprächtiges Schauspiel boten. Aufgrund einer seltsamen Laune der Natur formten sich die Wirbel und Strömungszonen der Arioch-Atmosphäre ständig zu bizarren Mustern, die eine unheimliche Ähnlichkeit mit häßlichen, bedrohlichen Dämonenfratzen besaßen und in einem menschlichen Betrachter archaische Ängste wachriefen.

Wenn die Menschheit auf Sarym entstanden wäre, überlegte Lyda Mar, während sie zu der etwa zehn Zentimeter durchmessenden Scheibe Ariochs hinaufstarrte, dann hätten die Menschen diesen furchteinflößenden Planeten sicherlich zu ihrem ersten Gott gemacht.

Zu einem grausamen Gott allerdings, den man nur mit Menschenopfern besänftigen konnte …

»Kommt doch mal her, und schaut euch das an!« ertönte plötzlich die aufgeregte Stimme Ennerk Primes von der anderen Seite der Seerosenqualle. »Ich glaube, ich habe gerade einen alten Bekannten entdeckt!«

Lyda Mar runzelte die Stirn und arbeitete sich an der organischen Reling entlang hinüber zu dem sechzigjährigen Treiber. Damon Credock folgte ihr auf dem Fuße.

Ennerk Prime wies mit ausgestrecktem Arm hinaus in das Watt. »Das muß eines der Biester sein, vor denen man uns auf dem Fest gewarnt hat. Seht nur, wie *groß* dieses Exemplar ist!«

Ockerfarbene, teilweise mannsdicke Pflanzenstränge zogen sich dicht neben dem Kanal durch den Schlick. Von den dicken Hauptsträngen gingen dünnere, weit verästelte Fasern ab, die eine Art Netz bildeten, dessen Ausdehnung man von der Seerosenqualle aus nur ahnen konnte. Das dichte Fasergeflecht, das beängstigend an ein Knäuel durcheinanderkriechender Schlangen erinnerte, mochte sich über mehrere Quadratkilometer erstrecken.

Vielleicht war die Pflanze in Wirklichkeit aber noch viel gewaltiger, denn wer vermochte schon zu sagen, wie weit sie sich noch *unter* dem Schlamm des Wattenmeeres fortsetzte?

Auch auf der anderen Seerosenqualle hatte man jetzt offenbar das

Monster entdeckt. Die erregten Stimmen von Suzanne Oh, Aschan Herib und Onnegart Vangralen waren in der bedrückenden Stille nicht zu überhören. Lyda konnte sogar einzelne Worte und Satzfetzen verstehen.

»… Widerwärtig …«

»… Das da in den Schlingen … Mein Gott …«

Die junge Terranautin schaute genauer hin – und hielt erschrocken den Atem an.

Sowohl die Hauptstränge als auch die feineren Fasern bildeten in unregelmäßigen Abständen große und kleine Schlingen. Und in eben diesen Schlingen baumelten merkwürdig deformierte Objekte!

Der zerquetschte, halb auseinandergerissene Körper eines riesigen Fisches.

Die bereits in Verwesung übergegangenen, kaum noch identifizierbaren Überreste einer Seerosenqualle.

Und dort, rot und weiß, ein bis zur Unkenntlichkeit zermalmtes *Etwas,* das vielleicht einmal ein … *Mensch* gewesen war?

Bevor die Teilnehmer der Expedition jedoch Einzelheiten hätten ausmachen können, waren die Seerosenquallen bereits an diesem Abschnitt der weit ausgedehnten Pflanze vorbeigeglitten.

Lyda Mar schluckte, um den in ihr aufsteigenden Brechreiz zu unterdrücken. Zugleich erinnerte sie sich voller Schauder wieder an die schrecklichen Minuten unmittelbar nach ihrer Landung auf Sarym, als Suzanne Oh mit dem Fuß in einer der tückisch unter dem Sand verborgenen Schlingen hängengeblieben war. Erst Sekunden vor dem Start des Garden-Ringos hatte Ennerk Prime die einzige empfindliche Stelle der ockerfarbenen Monstrosität entdeckt – eine winzige Knospe. Ohne Ennerks todesmutige Hilfsaktion wäre Suzanne Augenblicke später vom Triebwerksstrahl des abhebenden Ringos zu Asche verbrannt worden.

Lyda überwand ihren Ekel und unterzog den nächstgelegenen Hauptstrang der widerlichen Pflanze einer eingehenden Musterung.

Tatsächlich mußte sie nicht lange suchen, bis sie auch an diesem Strang eine der Knospen entdeckte.

Nur durchmaß die hier fast dreißig Zentimeter!

Eingefaßt wurde die Knospe von einer Art Deckblättchen, die in einem tiefen, fast schwarz wirkenden Purpur schimmerten. Die eigentliche Knospe selbst war ockerfarben mit kleinen goldenen Einsprengseln.

Der Anblick brachte eine Saite in Lydas Geist zum Klingen. Diese Knospe, die sich in Form und Farbe so merkwürdig von allem anderen

pflanzlichen Leben auf Sarym unterschied, kam ihr irgendwie bekannt vor. Einen Augenblick lang hatte sie das Gefühl, eine solche Knospe schon einmal gesehen zu haben.

Natürlich damals, als Ennerk Prime die um ihr Leben kämpfende Suzanne befreit hat, meldete sich die Stimme der Vernunft in ihr zu Wort. *Woher solltest du diese Art von Knospen auch sonst kennen?*

Lyda spürte, daß diese so naheliegende Erklärung nicht ausreichte.

Unwillkürlich schaute Lyda noch intensiver hin, konzentrierte sich ganz auf das in purpurnes Schwarz gefaßte Herz der Knospe …

… und wurde mit unwiderstehlicher Macht in einen mentalen Sog hineingezogen, der so kraftvoll war, daß er ihr innerstes Selbst auseinanderzureißen drohte.

Lydas vor Abscheu wie betäubtes Ich wirbelte vorwärts, direkt hinein in das gierige, bösartige Herz der Knospe.

Zugleich explodierten die goldenen Einsprengsel in einer Kaskade greller, sonnenheißer und doch zugleich unendlich kalter Funken, die sich in Lydas Geist ergossen und sich darin festbrannten.

Haß.

Die Funken waren nicht wirklich. Sie waren Symbole eines alles verzehrenden Hasses, der von der grauenhaften Pflanze ausgestrahlt wurde.

Lyda begriff das sehr wohl, aber sie konnte sich trotzdem nicht aus dem unheilvollen Sog befreien, konnte sich nicht gegen die hungrigen Funken wehren, die ihre Seele aufzehrten. Die unheimliche mentale Macht, die von der Pflanze ausging, war zu stark.

Der Haß überwucherte Lydas Geist – genauso, wie die Pflanze mit den ockergelben Knospen die Schlickregionen an der Küste des Nordkontinents überwucherte.

Und Lyda gab sich selber auf.

Dann, Ewigkeiten (oder Sekundenbruchteile?) später:

Die Seerosenquallen trieben weiter.

Der Blickkontakt zwischen Lyda und der Knospe riß ab – und mit ihm auch der mentale Kontakt!

Lyda erwachte aus dem hypnotischen Bann.

Doch noch bevor sie wieder richtig zu sich hätte kommen können, ereignete sich auch schon der nächste Zwischenfall.

*

»Was heißt hier *unauffindbar?* Sagen Sie mal, wollen Sie mich vielleicht zum Narren halten?«

Das Gesicht des Stationskommandanten auf dem Bildschirm des Visiophons hing drohend über dem jungen Abhörtechniker, der sich instinktiv zusammenduckte und den Kopf zwischen die Schultern zog.

»Natürlich nicht, Kommandant«, brachte er mühsam heraus. »Ich …« Seine Stimme brach.

Im Geiste sah sich der Techniker schon vor einem Militärgericht stehen. Er zweifelte nicht daran, daß der Stationskommandant sein klägliches Versagen mit einiger Böswilligkeit auch zu einem bewußt durchgeführten Sabotageakt umdeuten konnte.

Im günstigsten Fall würde er dann seinen Arbiter-Status verlieren und den Rest seines Lebens als Noman fristen müssen. Im ungünstigsten Fall allerdings … Aber das malte sich der Techniker lieber gar nicht erst aus!

»Ich warte«, sagte der Stationskommandant eisig. Auf seiner Stirn pulsierte heftig eine Ader.

Der Abhörtechniker riß sich zusammen. »Die Terranauten und die beiden Mittler, die sie zur Korallenstadt führen wollten, müssen das Fest gerade zu dem Zeitpunkt verlassen haben, als ich Ihnen in der Zentrale Bericht erstattete«, erklärte er mit vor Angst raspelnder Stimme. »Die Beobachtungseinheit war nicht darauf programmiert, ihnen zu folgen, als sie im Schwammdschungel untertauchten.«

»Ihr Fehler«, kommentierte der Mann auf dem Bildschirm lakonisch. »Sie hätten daran denken müssen.« Seine Stimme klang jetzt allerdings nicht mehr ganz so kalt und hart.

Der Abhörtechniker nickte düster. »Ich weiß.«

»Immerhin«, fuhr der Grauhaarige langsam fort, »spricht es für Sie, daß Sie nicht versucht haben, diesen Fehler zu vertuschen, sondern sich sofort an mich gewandt haben. Wie läßt sich Ihrer Ansicht nach die Situation wieder unter Kontrolle bringen?«

»Das wird mit einigen Schwierigkeiten verbunden sein«, sagte der Techniker vorsichtig und rutschte nervös auf dem metallenen Stuhl hin und her. »Wir verfügen derzeit nur über sehr wenige frei bewegliche Beobachtungseinheiten …«

Der Stationskommandant unterbrach ihn mit einer ungeduldigen Handbewegung. »Dann ziehen Sie eben auch sämtliche Einheiten von den Kandidaten ab, und bilden Sie außerdem entlang der Küste eine Kette aus schwimmenden Transportern. Bis zum erfolgreichen Abschluß dieser Operation müssen wir wohl notgedrungen darauf verzichten, weitere Objekte einzusammeln … Ach ja, und noch etwas: Ich erwarte, daß Sie Ihre Aufgabe von jetzt an zu meiner vollsten Zufriedenheit erledigen. Andernfalls werde ich mich gezwungen

sehen, disziplinarische Maßnahmen gegen Sie einzuleiten.«

Mit diesen Worten unterbrach er die Verbindung.

Der junge Techniker atmete tief durch.

Die Kandidaten – das waren jene Surinen, die möglicherweise in nächster Zeit entführt und zu Experimenten in die Station gebracht werden sollten.

Wenn der Kommandant sogar dazu bereit war, die kontinuierliche Beobachtung dieses Personenkreises aufzugeben, dann mußte er der Anwesenheit der vier Terranauten auf Sarym ja wirklich außergewöhnlich große Bedeutung beimessen!

*

»Traumhaken!«

Lyda blinzelte. Sie hatte das Gefühl, eine Szene noch einmal zu erleben, die sich bereits vor langer Zeit abgespielt hatte. Vage Erinnerungsfetzen huschten durch ihr Bewußtsein.

Eine goldene Knospe …

Eine ockerfarbene Knospe mit goldenen Einsprengseln …

Die Erinnerungsfetzen verblaßten immer mehr, versanken im tiefschwarzen Meer von Lydas Unterbewußtsein. Lyda schüttelte die letzten Reste des hypnotischen Bannes ab und versuchte, sich wieder in der Wirklichkeit zu orientieren.

Die Seerosenqualle hatte die merkwürdige Pflanze längst passiert. Endlos erstreckte sich das graue Watt rings um den schmalen Kanal, auf dem die kleine Expedition dem Meer zustrebte.

Lyda riß sich zusammen und konzentrierte sich auf das, was Damon Credock jetzt sagte.

»Traumhaken! Da – direkt über dir!«

Und er hatte recht.

Nur wenige Zentimeter über den Köpfen der drei Menschen, die immer noch dicht nebeneinander an der organischen Reling standen, schwebten zwei dieser ungewöhnlichen Wesen. Die etwa fünfzehn Zentimeter langen Tiere standen jedoch nicht ruhig in der Luft, sondern bewegten sich ständig auf und ab. Das lag an den drei Flügelpaaren, die ihre knorrigen, mit einer chitinähnlichen Masse gepanzerten Körper trugen. Das hintere Flügelpaar schlug stets im Gegentakt zu den beiden vorderen Flügelpaaren, so daß der Auftrieb von Schlag zu Schlag wechselte. Darum bewegten sich die Traumhaken beim Vorwärtsflug stets in langgestreckten Wellenlinien.

Einer der beiden Traumhaken ließ sich plötzlich absacken und

landete auf der Oberkante des aufgewölbten Blattrandes. Sofort schlug er seine aus dem Kopfteil ragenden Haken in das Gewebe der Pflanze.

Aus eigener Erfahrung wußte Lyda, daß dieser so aggressiv wirkende Vorgang für das befallene Lebewesen – sei es nun Pflanze, Tier oder Mensch – fast völlig schmerzlos war. Das Eindringen der Haken war kaum zu spüren, und auch der meist etwa fünf Minuten dauernde Kontakt brachte keine negativen Begleiterscheinungen mit sich. Während dieser Zeit saugte der Traumhaken für ihn lebenswichtige Nährstoffe aus dem Organismus seines jeweiligen Wirtes. Trotzdem war er kein Schmarotzer, sondern eher so etwas wie ein Kurzzeit-Symbiont, denn er gab seinem Wirt im Austausch für die Nährstoffe Träume und Visionen.

Nun, jedenfalls versuchte er das, dachte Lyda. Bei den meisten der nach Sarym deportierten Menschen hat er ja keinen Erfolg damit – nur bei den Mittlern.

Nur bei uns Mittlern …

Lyda fragte sich, was die befallene Seerosenqualle wohl in diesem Moment für Visionen erleben mochte. Von Traumhaken befallene Mittler fühlten sich beispielsweise als Teil des Öko-Systems von Sarym, glaubten für einige Minuten, selber Schwammbäume oder Gummitiere zu sein.

Ob die Seerosenqualle vielleicht gerade jetzt, während dieses Befalls, davon träumte, *ein Mensch zu sein?*

Nein, überlegte Lyda. Dieser Gedanke war denn doch zu phantastisch.

Aber was für phantastische, eigentlich völlig unglaubliche Erlebnisse hatten sie und die drei anderen Terranauten nicht schon auf Sarym gehabt? Das Phantastische war hier Realität, war ganz alltäglich.

Menschen, die träumen, Seerosenquallen zu sein. Seerosenquallen, die träumen, Menschen zu sein. Wenn das eine möglich war, warum dann nicht auch das andere?

Lyda wandte sich zögernd zu Damon Credock um.

»Damon …«

Der Mittler, der immer noch fasziniert den Traumhaken beobachtete, der sich auf der organischen Reling der Seerosenqualle festgekrallt hatte, hörte nur mit halbem Ohr zu. »Ja?«

»Mir ist da eine Idee …«

Bevor Lyda Mar diesen Satz vollenden konnte, ließ sich der zweite Traumhaken fallen.

Und landete genau in Lydas Nacken.

*

Diesmal war alles ganz anders als bei den vorangegangenen Kontakten mit den Pflanzen und Tieren Saryms. Auf unbegreifliche Weise schien der Traumhaken zu wissen, wie groß Lydas Schwierigkeiten waren, in Rapport mit der Ökologie des grünen Planeten zu kommen und eine vollständige, widerspruchslose Verschmelzung zu erreichen.

Die Impulse, die der Traumhaken in Lydas Geist abstrahlte, waren auf subtile Weise modifiziert. Die anderen Traumhaken hatten versucht, den Rapport sofort, ohne jede Eingewöhnungszeit, zu erzielen – und bei den anderen Mittlern mußte diese direkte Methode auch funktioniert haben.

Nicht so bei Lyda, die ihre PSI-. Fähigkeiten seit jeher unbewußt abgelehnt, ja, verabscheut hatte.

Und darum …

Behutsam ging der Traumhaken daran, Schicht um Schicht von Lydas Persönlichkeit aufzulösen, bis nur noch der innere Kern ihres Wesens übrigblieb.

Lyda, die Terranautin.

Lege das ab … Es ist nicht schlimm.

Lyda, die Narianerin. Lyda, die Frau. Lyda, der Mensch.

Vergiß es.

Schließlich: Lyda Mar, die unverwechselbare Einheit, die Persönlichkeit, der Name.

Befreie dich davon.

Schicht um Schicht, Muster um Muster. Alles erlosch.

Und zurück blieb *Teilhabe.*

Teilhabe an allem Lebendigen. Eine vollkommene Übereinstimmung mit einer Grundschwingung des Universums, die allem organischen Leben gemein war.

Lyda/Nicht-Lyda, die nun eine Seerosenqualle war, spürte, wie ihre Tentakel in einem sinnverwirrenden und doch so selbstverständlichen Rhythmus durch das salzige Wasser des schmalen Kanals wirbelten und ihren Körper mit ständig zunehmender Geschwindigkeit vorwärts trieben, immer weiter nach Süden, auf dem kürzesten Weg zum Südkontinent, der das Ziel jener Wesen war, die auf ihrem Blatt reisten. Lyda/Nicht-Lyda sträubte sich nicht dagegen, daß andere Wesen die Richtung bestimmten, in die sie sich bewegte. Sie lebte ohnehin nur, um ihre einfachen physischen Bedürfnisse zu erfüllen, Ableger zu haben und schließlich, bei ihrem Erlöschen, wieder in den

Kreislauf zurückzukehren, aus dem sie für eine kurze/unendliche Spanne auf die Ebene individueller Existenz hinaufgehoben worden war.

Lyda/Nicht-Lyda vergaß den Rhythmus der Tentakel und machte sich daran, Nahrung und Süßwasser für die Wesen oben auf ihrem Blatt zu produzieren.

Feine Schlitze an der Unterseite ihres Blattkörpers öffneten sich. Frisches, wunderbar salziges Wasser wurde angesaugt und durch ein System von Kapillaren durch das fleischige Blatt geleitet. Hauchzarte Membranen hielten das Salz zurück, während das Wasser hindurchdiffundierte und langsam immer höher stieg. Je salzärmer das Wasser wurde, desto stärker reicherte es sich zugleich mit jenem grünen Farbstoff an, der zusätzlich zum sarymschen Äquivalent des Chlorophylls die satte grüne Tönung aller Pflanzen des Nordkontinents hervorrief und der auch in den Körpersystemen der Gummitiere vorhanden war.

An bestimmten Stellen der Blattoberseite mündeten ganze Kapillarenbündel. Grün eingefärbtes Süßwasser perlte aus großen Poren, sammelte sich in flachen Vertiefungen und bildete Pfützen. Die Nahrung …

Lyda/Nicht-Lyda konzentrierte sich auf die Kolonien abgestorbener Zellen inmitten der lebendigen Substanz des Blattes. Das umliegende Gewebe veränderte sich, preßte das nun funktionslose Zellmaterial zu bräunlichen Klumpen zusammen und stieß es aus. Manna.

Als auch diese Aufgabe vollbracht war, kehrte der Traumhaken mit einem Strom sanfter Impulse den Vorgang um, der Lydas Ich aufgelöst und sie für wenige Minuten zu einer vollständigen Verschmelzung mit der Seerosenqualle hatte gelangen lassen.

Lyda/Nicht-Lyda.

Lyda Mar.

Lyda, der Mensch. Lyda, die Frau. Lyda, die Narianerin.

Lyda, die Terranautin.

Der Übergang von einer Persönlichkeit zur anderen vollzog sich so mühelos, daß Lyda ihn kaum als Veränderung wahrnahm. Das alles war doch so einfach, so selbstverständlich, daß man überhaupt nicht darüber nachdenken mußte!

»Alles okay, Lyda?« erkundigte sich Damon Credock.

Lyda antwortete nur mit einem Lächeln. Sie hatte jetzt keine Lust zu sprechen.

Vollständig gelöst und entspannt sah sie den beiden Traumhaken nach, die nun, nachdem sie ihre Haken aus Lydas Körper und dem der

Seerosenqualle zurückgezogen hatten, mit eleganten Wellenbewegungen davonstrebten.

Nach einer Weile stand Lyda auf -Damon Credock hatte sie offenbar während des Befalls durch den Traumhaken auf die Blattoberfläche gebettet – und schritt langsam hinüber zu einer der Pfützen, um von dem sauberen grünen Wasser zu trinken.

Aber als sie sich über die Pfütze beugte, stiegen ihr plötzlich Tränen in die Augen.

Damon Credock betrachtete sie voller Mitgefühl, weil er glaubte, daß Lyda vom Spiegelbild ihres durch den Fluoreszenzschimmel zerfressenen Gesichts zum Weinen gebracht worden sei. Doch darin hatte er sich getäuscht.

Lyda weinte, weil sie sich mit einem Mal an ihren ersten Traumhaken-Kontakt erinnerte. Damals hatte sie sich bereitwillig den Visionen hingegeben, und es hatte keinerlei Schwierigkeiten gegeben.

Die Schwierigkeiten waren erst bei den späteren Versuchen aufgetaucht, ihre offensichtlich vorhandenen Mittlerfähigkeiten *bewußt* einzusetzen. Bei all diesen Versuchen hatte Lyda sich so stark verkrampft, daß der Erfolg einfach ausbleiben *mußte.*

Und jetzt?

Ohne lange nachzudenken, stellte Lyda spontan einen erneuten Kontakt zu der Seerosenqualle her – und diesmal ohne die Anleitung eines Traumhakens.

Blitzschnell war die Verbindung da.

Die wirbelnden Tentakel, die meinen Körper vorwärts treiben …

Der ungewohnte Druck auf meiner Oberseite – dort, wo die drei Wesen, die auf mir reisen, gerade stehen …

Das Gefühl, Teil eines größeren Ganzen zu sein, eines Kreislaufes, der allein durch seine Existenz bereits einen Sinn hat …

Und Lyda Mar begriff, daß sie jetzt wirklich eine Mittlerin geworden war. Zum ersten Mal spürte sie ihre Bio-PSI-Fähigkeiten.

Aber zugleich spürte sie noch ein anderes, viel gewaltigeres Potential. Zum ersten Mal wurde sie sich ihrer eigenen PSI-Kräfte voll bewußt, spürte selbst, was sie bisher nur von anderen über sich gehört hatte …

Wie gewaltig dieses Potential allerdings in Wirklichkeit war, konnte sie zu diesem Zeitpunkt jedoch noch nicht einmal ahnen!

*

Der Sammler:

Voller Angst stürze ich mich vorwärts, auf den vierten Planeten zu.

Und zu meiner grenzenlosen Erleichterung existiert die PSI-Aura meiner Ursprungswelt immer noch im Herzen eines flachen, von Kristallstürmen umtosten Hügels. Der kurze Kontakt überwältigt mich, und ich verspüre ein schmerzhaft starkes Verlangen, mein Bewußtsein in meinen Körper zurückschnellen zu lassen, damit sich dieser alte, aber immer noch starke Körper endlich zum vierten Planeten in Bewegung setzen kann. Aber das PSI-Netz fängt mich wieder ein, und gegen meinen Widerstand werde ich entlang eines weiteren Stranges auf ein neues Ziel zugeschleudert.

Ich falle in eine entsetzliche Leere.

Materie, aber kein Bewußtsein. Die fünfte Aura ist erloschen, und ihre Hülle ist zu Staub zerfallen. Langsam treibt dieser Staub als kosmische Wolke durch den todeskalten Raum zwischen den beiden Welten des Doppelplanetensystems. Ich lausche mit meinen psionischen Sinnen, aber da ist kein Nachklang. Das Eigenbewußtsein der fünften Aura hat sich vor so langer Zeit aufgelöst, daß nicht einmal ein winziger Rest davon noch nachschwingt.

Benommen weiche ich zurück, bevor ich mich selbst in dieser absoluten Leere verliere. Ich möchte mich meiner unendlichen Trauer hingeben, doch dazu läßt mir das PSI-Netz keine Zeit. Einen Augenblick lang spüre ich, der ich nur darauf programmiert bin, zu sammeln, zu erkennen und zu lieben, einen winzigen Funken Haß gegenüber jenen Wesen, die diese Aura vernichtet und so zugleich das Netz verstümmelt haben. Denn die Zerstörung der Aura kann nur von intelligenten, bösartigen Wesen verursacht worden sein. Die Knospen des Baumes haben Vorsorge dafür getroffen, daß die PSI-Auren selbst kosmischen Katastrophen trotzen können.

In Gedankenschnelle erreiche ich den fünften Planeten, der nach dem Willen der *Knospen des Baumes* den Namen *Gleichgewicht* trägt.

Gleichgewicht – mehr als nur ein Name!

Ein Symbol …

Ein Programm …

Denn *Gleichgewicht* ist der Ort des größten ökologisch-psionischen Experiments, das meine Schöpfer jemals eingeleitet haben: die Schaffung eines vollendeten homöostatischen Bio-PSI-Lebenssystems.

Aber schon im Augenblick des Kontakts mit der ersten der beiden PSI-Auren, die auf dieser Welt existieren müssen, weiß ich, daß das gewaltige Experiment mißlungen ist. Die Ausstrahlung der Aura hat sich auf unbegreifliche Weise verändert und ist zudem viel schwächer als zu dem Zeitpunkt, da ich meine Ursprungswelt verließ, um meinen

Auftrag im Zentrum der Galaxis zu erfüllen.

Und wieder erhalte ich keine Möglichkeit, tiefer in die Aura vorzudringen. Das PSI-Netz zerrt mich weiter – hin zur zweiten Aura von *Gleichgewicht.*

Und auch diese Aura ist vernichtet – genau wie jene im Weltall!

Hier aber spüre ich immerhin noch einen vagen Nachhall der PSI-Ausstrahlungen, aus denen sich einst die nun zerstörte Aura gebildet hat. Es ist ein Nachhall voller Schmerz und Wehmut, eine langsam im Nichts verwehende Erinnerung an Energiefeuer und sinnlose Zerstörung.

Das PSI-Netz schließt sich erneut um mich und schleudert mein Bewußtsein zurück in meinen Körper, der immer noch nahe des Zentralgestirns im Weltraum schwebt. Ich bin wie betäubt; die schrecklichen Tatsachen, die ich während der Sondierung erfahren habe, haben mich an den Rand eines vollständigen geistigen Zusammenbruchs getrieben.

Aber trotz meines Entsetzens und meiner Verwirrung setzt sich mein Körper plötzlich wie von selbst in Bewegung und gleitet mit ständig zunehmender Geschwindigkeit auf den vierten Planeten zu. Dieser alte Körper, der in den Randzonen des galaktischen Kerns unvorstellbaren Belastungen ausgesetzt worden ist, scheint klarer als das Bewußtsein, das ihn beherrscht, erkannt zu haben, wie wenig Zeit ihm noch verbleibt. Ja, ich muß sterben, meine Informationen abgeben und wiedergeboren werden – nichts anderes zählt jetzt noch …!

Und doch beschäftigt sich mein Bewußtsein während des Fluges zum vierten Planeten fast ununterbrochen mit der Frage, wer die beiden PSI-Auren zerstört, das Netz geschwächt und das großartige ökologisch-psionische Experiment der *Knospen des Baumes* zum Scheitern verurteilt hat.

Natürlich finde ich keine Antwort auf diese Frage. Aber zu dem Zeitpunkt, da ich den vierten Planeten erreiche, bin ich immerhin zu einer anderen Erkenntnis gelangt.

Ich ahne jetzt, wie der Befehl lauten wird, den meine Inkarnationen bei meiner Wiedergeburt von den Auren erhalten werden.

Sei von nun an kein Sammler mehr, sondern ein Zerstörer.

Suche den Feind, und vernichte ihn gnadenlos.

Und ich freue mich schon darauf, diesen Befehl auszuführen.

*

Gedankenverloren stopfte sich der junge Abhörtechniker den Rest

eines Konzentrationsstreifens in den Mund und kaute lustlos darauf herum. Seit dem Visiophongespräch mit dem Stationskommandanten war er kaum noch aus der Abhörzentrale herausgekommen. Die letzten Tage hatte er fast pausenlos vor den Aufzeichnungsgeräten verbracht, und nachts hatte er auf einer Notliege in einem Nebenraum geschlafen.

Obwohl die Aufzeichnungsgeräte permanent durch den Stationscomputer überwacht wurden, wagte es der Abhörtechniker nämlich nicht, die Anlage allein zu lassen. Computer konnten versagen, und darum war eine zweite Kontrollinstanz – ein Mensch – nötig. Der Abhörtechniker hatte keine Lust, sich durch Nachlässigkeit noch einmal den Zorn des Stationskommandanten zuzuziehen. Auch wenn der Stationskommandant sich bisweilen wie ein gütiger Vater gab, konnte kein Zweifel daran bestehen, daß im Falle einer weiteren Panne mit ihm nicht gut Kirschen essen sein würde.

Der Abhörtechniker fragte sich manchmal, wie diese legendären »Kirschen« – der Überlieferung nach eine terranische Frucht – wohl schmecken mochten.

Wahrscheinlich sehr, sehr bitter …

Und darum war dem jungen Techniker auch regelrecht ein Stein vom Herzen gefallen, als einer der schwimmenden Transporter gemeldet hatte, er habe soeben in größerer Entfernung die Gehirnwellen von sechs Menschen angemessen, die sich offenbar über das Meer in Richtung Süden bewegten.

Sofort hatte er die Beobachtungseinheit, die schon die Diskussion während des *Festes* aufgenommen hatte, in Marsch gesetzt. Der Roboter war schnell – sehr schnell sogar –, aber wegen des beträchtlichen Vorsprungs der Terranauten hatte es trotzdem einen weiteren Tag gedauert, bis er die beiden Seerosenquellen mit den Terranauten und ihren Begleitern ausfindig gemacht hatte.

Das Einschmuggeln der Einheit war dann allerdings kein großes Problem mehr gewesen. Die Terranauten ahnten nicht, daß sie jetzt einen Robotspion an Bord hatten, der jedes ihrer Worte in die Geheimstation übertrug.

Nun, eigentlich nicht *jedes* ihrer Worte …

Der Abhörtechniker ärgerte sich maßlos über sich selbst. Warum hatte er bloß nicht daran gedacht, daß sich die sechs Personen, die an der Expedition zum Südkontinent teilnahmen, vielleicht auf zwei Seerosenquallen verteilen würden? Jetzt stand er vor dem Problem, die Beobachtungseinheit unauffällig von einer Seerosenqualle zur anderen überwechseln zu lassen – und das mehrmals am Tag. Dadurch

erhöhte sich das Risiko einer Enttarnung beträchtlich. Irgendwann würden die Terranauten einfach merken müssen, daß der Robotspion jedes längere Gespräch aus nächster Nähe verfolgte.

Mit einem Aufseufzen schluckte der Techniker den letzten Bissen des Konzentratsstreifens herunter, beugte sich vor und aktivierte mit vor Übermüdung zitternden Fingern den Lautsprecher der Mithöranlage. Innerlich bereitete er sich schon darauf vor, wieder nur das gleiche langweilige Geschwätz wie in den letzten vierundzwanzig Stunden zu hören.

Aber darin hatte er sich getäuscht.

Als die ersten Worte aus dem Lautsprecher drangen, war der Abhörtechniker sofort wieder hellwach.

Zwei der Treiber unterhielten sich über einen Planeten namens Rorqual …

*

Suzanne Oh war eine Frau, die genau wußte, was sie wollte – und die das, was sie wollte, auch meist bekam.

Schon seit ihrer Landung auf Sarym hatte sie sich über die Art und Weise geärgert, in der Onnegart Vangralen und Ennerk Prime, die beiden männlichen Mitglieder des Viererteams, sich um ihre Gunst stritten. Sie mochte Onnegart und Ennerk gleichermaßen gern – und hatte auch schon mit beiden geschlafen –, aber langsam konnte sie es nicht mehr ertragen, von ihnen wie ein Objekt, wie der Preis im Wettstreit um das eindrucksvollste Imponiergehabe, behandelt zu werden.

Und als Onnegart und Ennerk schließlich sogar darum gelost hatten, wer zusammen mit Suzanne auf der zweiten Seerosenqualle reisen durfte, da war ihr endgültig der Kragen geplatzt. Trotzig hatte sie ihre Aufmerksamkeit dem stillen, sympathischen Aschan Herib zugewandt. Zumindest für die Dauer der Expedition, so hatte sie überlegt, würde er ein angenehmer Partner sein.

Aschan war zwar eigentlich mit Verona Ymurin, der dritten Mittlerin des Dorfes, in dem Aschan Herib und Damon Credock lebten, liiert, aber Verona hatte zurückbleiben müssen, weil keine surinische Dorfgemeinschaft ohne die Anwesenheit wenigstens eines Mittlers überleben konnte. Und darum war der Weg für Suzanne Oh frei gewesen.

So kam es, daß Suzanne Oh und Aschan Herib am Abend des dritten Tages der Ozeanüberquerung eng aneinandergekuschelt auf dem

schwankenden Blatt der Seerosenqualle lagen und sogar den eher unheimlichen Anblick des hoch im Zenit stehenden Dämonenplaneten Arioch überaus romantisch fanden, um den nur wenige Meter weiter vor sich hinschnarchenden Onnegart Vangralen kümmerten sie sich dabei überhaupt nicht – schließlich war Vangralen nach zwei Tagen Seekrankheit, in deren Verlauf sein von den Farbstoffen der Sarym-Pflanzen ohnehin schon angegrüntes Gesicht noch um einige Schattierungen grüner geworden war, so erschöpft, daß ihn nicht einmal die Explosion einer Bombe aus seinem Schlaf geweckt hätte.

Und der seltsame schwarze Vogel, der sich am zweiten Reisetag der Expedition angeschlossen hatte und sich jetzt mal auf der einen und dann wieder auf der anderen Seerosenqualle von den Terranauten mit Manna füttern ließ, störte sie erst recht nicht. Weder Suzanne noch Aschan war nämlich bisher aufgefallen, daß sich das Tier immer gerade dort aufhielt, wo ein angeregtes Gespräch im Gange war …

»Suzanne?«

»Mh?«

»Wie würdest du eigentlich reagieren, wenn ich dir sagen, würde, daß ich mich ziemlich ernsthaft in dich … äh … verliebt habe?«

Der schwarze Vogel legte den Kopf schief und wartete ab. Völlig uninteressant, dieses Gespräch.

»Ich würde dir eine vorgedruckte Beitrittserklärung für die Terranauten hinhalten und dich um deinen Daumenabdruck bitten. Auf diese Weise rekrutieren wir nämlich unseren Nachwuchs.«

Aschan Herib grinste breit. »Wie verwerflich!«

Suzanne berührte sanft die schon fast wieder verheilten Kratzer auf Aschans hellgrüner Brust. »Mal im Ernst«, sagte sie plötzlich. »Wenn es uns gelingt, Sarym mit Hilfe des Ebberdyk-Computers wieder zu verlassen … Würdest du dann mit nach Aqua oder sogar nach Rorqual kommen?«

Der Vogel hüpfte unauffällig ein paar Zentimeter näher heran. *Jetzt* wurde das Gespräch langsam interessanter …!

»Rorqual? Das ist doch eure Geheimbasis, die Welt, die Valdec nie finden kann, nicht wahr?«

Suzanne nickte. »Die supergeheime, völlig unauffindbare Basis der Terranauten.« Sie lachte verhalten und tippte Aschan Herib mit dem Finger auf die Nase. »Pech gehabt, mein Lieber. Damit hast du dich verraten.«

»Ha?«

»Na, durch deine Neugierde. Oder willst du abstreiten, daß du in Wirklichkeit ein Spion des bösen Valdec bist, der hier eine

Unsterbliche-Liebe-Show abzieht, um auf diese Weise die Position Rorquals aus mir herauszukitzeln?«

»Gar keine schlechte Idee, das mit dem Herauskitzeln«, versetzte der Mittler trocken und begann, geschickt auf Suzannes Rippen herumzuklimpern, als handele es sich dabei um die Tastatur eines Multi-Senso-Synthesizers.

Vorsichtig flatterte der schwarze Vogel, der ein wenig wie das Negativ eines Fotos einer terranischen Möwe aussah, einige Schritte zurück, um von der sich anbahnenden Balgerei nicht in Mitleidenschaft gezogen zu werden.

»Ah … Uh … Gnade, großer Spion«, keuchte die wild um sich schlagende Suzanne. »Ich verrate dir ja alles, aber würdest du bitte mit dieser … Waaahhh!«

Aschan Herib hielt einen Augenblick lang inne. »Teuflische kleine Marter, wie? Lernen wir alles auf der Valdecschen. Spionageakademie … Na, wo liegt dieses geheimnisumwitterte Rorqual denn nun, du kleine Terranautin? Aber ich möchte die Wahrheit hören, und nichts als die Wahrheit, klar? Sonst sehe ich mich gezwungen, unbarmherzig zu Stufe F überzugehen, und die ist in der ganzen Galaxis gefürchtet.«

»F?«

»Steht für *Fußsohle.«*

Suzanne kicherte hysterisch. »Das könnt' ich nicht ertragen …Also gut: Rorqual ist ein Planet in Weltraum II. Man erreicht ihn, indem man …«

Der Vogel schaltete augenblicklich das Richtmikrophon in seinem Kopf auf höchste Empfindlichkeit.

In der Geheimstation beugte sich der Techniker atemlos vor und schob den Lautstärkeregler der Mithöranlage ein Stückchen weiter nach rechts.

Genau in diesem Moment erfolgte der Angriff.

*

Der Todesimpuls seines Artgenossen hallte noch immer in Oinjis Bewußtsein nach, als der PSI-Schmarotzer mit weit ausgebreiteten Gleitmembranen die rötliche Ebene überquerte, an deren gegenüberliegendem Rand der Hügel der Quelle aufragte.

Oinji verlor jetzt beständig an Höhe, aber damit hatte er gerechnet. Er kannte die Windverhältnisse in der Nähe der Quelle sehr genau und wußte, wie hoch er sich von den Aufwinden über dem Vulkan hinauftragen lassen mußte, um die Ebene problemlos überwinden zu

können. Natürlich bestand trotzdem immer die Möglichkeit, daß er sich einmal verschätzte. Wenn das geschah und Oinji bereits vor dem Hügel der Quelle in Bodenberührung kam, mußte er den Rest des Weges mit Hilfe seiner Klammerwurzeln zurücklegen – eine mühselige und zeitraubende Angelegenheit. Der Fels der Ebene war sehr hart, und es gab nur wenige Spalten, in die man die Klammerwurzeln versenken konnte.

Doch daran wollte der PSI-Schmarotzer jetzt lieber nicht denken. Er schwelgte viel lieber in der Vorfreude auf die himmlischen Gaben der Quelle. Leicht fiel ihm das allerdings nicht, denn der verächtliche, brutale Todesimpuls, den er vor so kurzer Zeit empfangen hatte, war nicht so einfach zu verdrängen. Wie ein endloses Echo tobte er durch Oinjis Denken und Fühlen – eine hartnäckige Erinnerung an seine Schande.

Und trotzdem war es gerade dieser peinigende Nachklang, der Oinji das Leben rettete, weil er den PSI-Schmarotzer daran hinderte, sich schon wieder ganz in seinen Träumen zu verlieren.

Was war das?

Ein schwaches, fast angenehmes Prickeln auf den Gleitmembranen und Steuerhäuten …

Ein trügerisch sanftes Schaben auf der Außenschale …

Maßloses Entsetzen überfiel Oinji.

Er kannte diese Empfindungen – und fürchtete sie.

Das Prickeln und Schaben entstanden, wenn sich feine Kristallpartikel an Oinjis äußeren Körperzonen rieben.

Und die Kristallpartikel waren nichts anderes als die Vorboten eines der mörderischen Kristallzyklone, gegen die es keine Gegenwehr gab.

Außer Flucht!

Wer diese kaum spürbaren Vorzeichen übersah, war rettungslos verloren.

Ohne nachzudenken, entschloß Oinji sich, das letzte Mittel einzusetzen. Reflexartig öffnete er die Luftkammern im hinteren Teil seines aufgedunsenen Körpers und vertraute seine Seele zugleich dem *Großen Orkan* an.

Der Rückstoß schleuderte ihn mit unglaublicher Wucht vorwärts. Oinji blieb nicht einmal genug Zeit, die Gleitmembranen völlig in die Außenschale zurückzuziehen. Wie eine Rakete schoß er vorwärts.

Das Schaben und Reiben der Kristallpartikel wurden stärker. Oinji begriff, daß die Partikelkonzentration vor ihm schon wesentlich größer war als vermutet. Der Sturm mußte sich von jenseits der Quelle nähern – und das mit beträchtlicher Geschwindigkeit.

Die Ebene glitt unter Oinji hinweg, als hätte sie plötzlich ein Eigenleben entwickelt und wäre ebenfalls auf der Flucht vor dem Zyklon. Für einen winzigen Augenblick öffnete Oinji die Fernsensoren und spähte in den hereinbrechenden Sturm.

Ja, dort, gar nicht einmal weit weg, war bereits der Hügel der Quelle.

Der Schmerz, den die auf die Fernsensoren prasselnden Kristallpartikeln verursachten, wurde unerträglich. Oinji blieb nichts anderes übrig, als die Sensoren wieder zu schließen und blind weiterzufliegen.

Und der Aufprall würde hart sein – sehr hart sogar.

Die Himmel verfärbten sich, als die Kristallwolken sich unter der Gewalt der Winde auflösten und die in ihnen gespeicherten Partikeln an die Böen abgaben. Die mit Kristallsplittern aufgeladenen Böen zischten wie scharfe Klingen hernieder. Gewaltige elektrische Entladungen zuckten hin und her.

Und auf dieses Inferno flog Oinji zu. Er erwog nicht einmal, umzudrehen und den verzweifelten Versuch zu unternehmen, dem Zyklon zu entkommen. Er wußte ganz genau, daß er dazu viel zu langsam sein würde. Nein, die einzige Möglichkeit, dem Wüten dieses Infernos zu entgehen, war ein selbstmörderischer Vorstoß zum Hügel der Quelle. Dort konnte sich der PSI-Schmarotzer verkriechen. Nur in den sturmgeschützten Nischen des Hügels hatte er eine Überlebenschance.

Oinji krampfte sich zusammen. Jetzt mußte der Aufprall kommen … Jetzt …

Im letzten Moment veränderte Oinji die Struktur seiner Außenschale. War sie bisher hart wie Stahl gewesen, so wurde sie jetzt weicher – und damit elastischer. Ohne diese Umstrukturierung des Gewebes wäre Oinji beim Aufprall einfach zerplatzt. So aber …

Der Schmerz war unvorstellbar.

Mit grausamer Wucht krachte der PSI-Schmarotzer auf die rötlichen Felsen. Die äußeren Gewebeschichten der Schale platzten, rissen ab. Oinji hüpfte wie ein Gummiball auf und ab, rollte über Felsen. Der Schock des Aufpralls veranlaßte ihn zu einer verhängnisvollen Fehlreaktion. Er fuhr instinktiv eine der Steuerhäute aus.

Reibung.

Die Steuerhaut flammte auf, verbrannte. Die verkohlten Reste wurden weggefetzt.

Aber Oinji verlor nicht das Bewußtsein. Er war unglaublich zäh, das Produkt einer natürlichen Zuchtwahl, die im Verlaufe von

Jahrmillionen unbeschreiblich widerstandsfähige Wesen geschaffen hatte.

Denn Arioch war ein höllischer Planet. Wesen, die hier überleben wollten, mußten nahezu unzerstörbar sein – und einen Überlebenswillen besitzen, der phantastisch war.

Oinji schlidderte weiter. Er überschlug sich mehrmals, und in seiner Außenschale entstanden immer neue Risse. Keiner davon war allerdings so tief, daß das gallertartige Körperinnere des PSI-Schmarotzers hätte auslauten können.

Benommen blieb Oinji schließlich liegen. Seine Schmerzensschreie dröhnten über die rötliche Ebene, die nun unter einem Schleier aus Kristall verschwand. Der Zyklon war da.

Oinji spürte das, und er begriff, daß er sein wagemutiges Spiel verloren hatte. Es war ihm nicht gelungen, den Hügel rechtzeitig zu erreichen.

Wirklich nicht?

Obwohl der Zyklon mit alles zerstörender Macht über die Ebene fegte, wurde der Körper des PSI-Schmarotzers nicht von den Kristallnadeln der Böen zerrieben.

Eingehüllt in eine rote Wolke aus Schmerz war Oinji kaum mehr in der Lage, über dieses Phänomen nachzudenken. Aber dann bahnte sich ein vager Gedanke den Weg in sein Bewußtsein.

Ich lebe …

Wie war das möglich?

Mühsam aktivierte der PSI-Schmarotzer die wenigen unzerstört gebliebenen Sensoren.

Die Daten, die ihm die Sensoren übermittelten, waren zu verrückt, als daß Oinji ihnen hätte Glauben schenken können.

Dort, wo er lag, war das Wüten des Zyklons kaum zu spüren. Nur vereinzelt streiften Kristallpartikel die wunde Außenschale des PSI-Schmarotzers.

Nein, das war unmöglich. Er mußte träumen. Sicher lag er im Sterben, und der *Große Orkan* würde ihn gleich mit sich fortreißen und hinauf in die legendären Gefilde jenseits der Wolken und Winde tragen, in denen sich, wie es hieß, die Orkansegler nach ihrem Tode tummelten – in einer unendlichen Schwärze, die nur von winzigen, kalten Lichtpunkten unterbrochen wurde.

Die Schmerzen ließen ein wenig nach. Ein altvertrautes, aber lange vermißtes Gefühl breitete sich in Oinji aus.

Bilder … Schöne, unbegreifliche Bilder …

Die Quelle!

Gab es auch jenseits der Wolken, im Reich der Toten, eine Quelle?
Und dann verstand Oinji endlich, was geschehen war.
Er lebte noch.
Denn durch eine wundersame Fügung des Schicksals war er genau in eine der Nischen des Hügels hineingerollt, in dem sich die Quelle verbarg.

*

Es sah jedenfalls sehr nach einem Angriff aus!
Ohne jede Vorwarnung prasselte ein Hagel schwarzer, knorriger Leiber auf die völlig überraschten Menschen nieder. Spitze Haken bohrten sich in das Fleisch der beiden Terranauten und des Mittlers – und in das Blatt der Seerosenqualle.
Nur der schwarze Vogel blieb verschont, da er nicht aus organischer Substanz, sondern aus Metall, Protop und Kunstgewebe bestand. Die Traumhaken, die die Expedition überfallen hatten, schienen das mit sicherem Instinkt zu spüren.
Eine Gegenwehr gab es nicht, weil alles viel zu schnell ging. Nur Suzanne Oh konnte noch einen gellenden Schrei ausstoßen, bevor sie in tiefe Bewußtlosigkeit versank.
Suzannes Aufschrei dröhnte aus dem übersteuerten Lautsprecher der Mithöranlage und zerriß dem jungen Techniker fast die Trommelfelle.
Dann herrschte absolute Stille.
Langsam breitete der schwarze Vogel seine Schwingen aus und erhob sich in die Luft. Sein Programm sah vor, daß er jeweils zu der Seerosenqualle überwechselte, auf der gerade gesprochen wurde.
Automatisch aktivierte sich das Richtmikrophon, das sich im Kopf des Robot-Spions befand. Der schwarze Vogel »lauschte« hinüber zu der anderen Seerosenqualle.
Aber auch dort war alles still. Nichts regte sich.
Das winzige Positronengehirn im Bauch des Vogels begann zu arbeiten. Eine Entscheidung mußte getroffen werden.
Auf keiner der beiden Seerosenquallen fand derzeit ein Gespräch statt. Wie sollte der Robot-Spion sich in so einer Situation verhalten?
Das für die Abhörtätigkeit zuständige Primärprogramm sah für diesen ungewöhnlichen Fall keine zwingende Handlungsalternative vor. Und darum sprang eines der zahlreichen Sekundärprogramme ein, die den Normalbetrieb und die Selbsterhaltungs- und Effektivitätsfunktionen des Robot-Spions regelten.
Kleinere Beobachtungseinheiten wie etwa der als Vogel getarnte

Robot-Spion verfügten nicht über unbegrenzte Energiemengen und waren zudem sehr störanfällig. Um eine größtmögliche Effektivität zu erzielen, mußte der Roboter jeden unnötigen Energieaufwand und jeden überflüssigen Verschleiß verhindern.

Den Sekundärprogrammen zufolge war es daher nur sinnvoll, daß der Roboter dort blieb, wo er sich jetzt aufhielt. Eine einfache Landung kostete weniger Energie als ein Flug hinüber zu der anderen Seerosenqualle.

Also landete der Vogel wieder und schaltete sich auf Stand-by-Betrieb. Sobald Suzanne Oh, Aschan Herib oder Onnegart Vangralen auch nur ein Wort sprachen, würde er sofort vom Primärprogramm wieder reaktiviert werden.

Vom Standpunkt der Programmlogik war diese Entscheidung sicherlich richtig.

Unter anderen, übergreifenden Gesichtspunkten war sie jedoch grundfalsch. Aber das zu beurteilen, lag eben nicht im Kompetenzbereich des vergleichsweise einfachen Programmschemas, über das der Vogel nur verfügte.

Natürlich hätte der Techniker in der Geheimstation die Sekundärprogramme außer Kraft setzen und den Vogel veranlassen können, doch zur anderen Seerosenqualle überzuwechseln. In gewisser Weise befand sich der Techniker jedoch in genau dem gleichen Dilemma wie der Robot-Spion. Da er einzig und allein auf die Daten angewiesen war, die er über das akustische System der Beobachtungseinheit erhielt, fehlten auch ihm die notwendigen Voraussetzungen für eine kompetente Alternativentscheidung.

Schließlich wußte er nicht einmal, warum Suzanne Oh denn nun diesen entsetzlichen Schrei ausgestoßen hatte.

Und wie hätte er ahnen können, daß die Traumhaken in perfekter Abstimmung völlig gleichzeitig *beide* Seerosenquallen angegriffen hatten – *und daß sie damit einen ganz bestimmten Zweck verfolgten?*

Die Seerosenqualle, auf der sich Suzanne Oh, Aschan Herib, Onnegart Vangralen und der halb desaktivierte Vogel befanden, bewegte sich mit gleichmäßiger Geschwindigkeit weiter nach Süden, ihrem von Aschan Herib vorprogrammierten Ziel entgegen.

Die andere Seerosenqualle jedoch wich langsam von ihrem bisherigen Kurs ab und glitt nach Osten. Die Entfernung zwischen den beiden organischen Booten nahm kontinuierlich weiter zu.

Von alldem ahnten weder die bewußtlosen Menschen an Bord der Seerosenquallen noch der Techniker in der Geheimstation etwas.

Der hochspezialisierte Robot-Spion registrierte nicht einmal, daß

nach einer Weile dichter Nebel aufkam und die beiden Seerosenquallen einhüllte. Zu diesem Zeitpunkt waren sie allerdings schon so weit auseinandergedriftet, daß ohnehin kein Blickkontakt mehr bestand.

Und die Traumhaken, die sonst kein organisches Wesen länger als höchstens fünf Minuten befielen, wichen trotzdem nicht von ihren Opfern.

Stunden verstrichen.

Der Techniker wurde immer nervöser. Aus dem Lautsprecher der Mithöranlage ertönte kein Geräusch außer dem monotonen Rauschen des Ozeans.

Dann aber …

*

Als Suzanne Oh erwachte, konnte sie kaum mehr die Hand vor Augen sehen, so dicht war der Nebel inzwischen geworden.

Zuerst stellte sie fest, daß sie hundserbärmlich fror. Mühsam reckte sie ihre vor Kälte steifen Glieder und stieß einen tiefen Seufzer aus. Schön dumm von ihr, daß sie sich nicht wieder angezogen hatte, bevor sie eingeschlafen war!

Eingeschlafen?

Mit einem Schlag kehrten die Erinnerungen zurück.

Irgend etwas hatte sie plötzlich gestochen oder gebissen.

Und sie war keineswegs eingeschlafen, sondern bewußtlos geworden!

Erschrocken preßte Suzanne den Handrücken vor den Mund – und spürte mit ihren Lippen eine leicht angeschwollene, verkrustete Stelle in der Nähe des Zeigefingerknöchels.

Panik überfiel sie.

Wenn sie von einem Tier – möglicherweise einem giftigen Insekt – angegriffen worden war, warum hatte Aschan Herib ihr dann nicht geholfen?

War Aschan vielleicht das gleiche oder sogar etwas Schlimmeres zugestoßen?

»Aschan! Aschan!«

Suzanne wandte sich nach links und tastete nach dem Körper des Mittlers. Tatsächlich lag er noch genau da, wo er sich zu dem Zeitpunkt befunden hatte, als Suzanne bewußtlos geworden war.

Suzannes Finger glitten über Aschans Haut, die sich kühl und feucht anfühlte. Die Feuchtigkeit schien durch den schweren, nassen Nebel

verursacht worden zu sein.

Aschan Herib rührte sich nicht.

Suzanne schluchzte auf. Einen Augenblick lang glaubte sie, daß ihr Geliebter tot war – tot sein *mußte*. Die völlige Reglosigkeit, *die* Kälte der Haut schien keinen anderen Schluß zuzulassen.

Suzannes Finger tasteten sich höher, hin zu Aschan Heribs Gesicht. Und plötzlich spürte sie etwas Hartes, Knorriges, das auf unheimliche Weise aus Aschans Kinn zu wachsen schien.

Bevor Suzanne zurückzucken konnte, bewegte sich der knorrige Auswuchs!

Suzanne schrie in jähem Entsetzen auf, als sich das fremdartige *Ding* blitzschnell von Aschan löste, sich mit einem feinen Sirren in die Luft erhob und nur Millimeter an ihrem Gesicht vorbeiflog. Augenblicke später hatte der Nebel das Geschöpf verschluckt.

Die junge Terranautin zitterte am ganzen Körper. Hilflos schlug sie die Hände vor dem Gesicht zusammen. Tränen traten in ihre Augen.

Das Geschöpf war nichts anderes gewesen als ein Traumhaken – und dieser Traumhaken hatte Aschan Herib getötet.

Ein leises Stöhnen brachte Suzanne Oh in die Wirklichkeit zurück.

»… So kalt …«

Ungläubig beugte sie sich vor, legte ihre Hände wieder auf Aschans Körper. Und diesmal fühlte sie, wie ein schwaches Beben durch den eiskalten Körper des Mittlers ging.

Ohne nachzudenken, tastete Suzanne den schwammigen Boden rings um sich herum ab, fand Aschans Jacke und warf sie dem zitternden Mittler über.

»Es ist alles in Ordnung«, flüsterte sie mit halberstickter Stimme, während sie Aschan mit ihrem eigenen Körper zu wärmen versuchte. Und dann noch einmal, ganz so, als spräche sie zu einem kleinen Kind, das sich vor der Dunkelheit fürchtete: »Alles ist in Ordnung. Es wird alles wieder gut.«

Sie sollte sehr bald merken, daß keineswegs alles in Ordnung war.

*

»Fassen wir zusammen«, sagte Aschan Herib düster. Beim Sprechen klapperten seine Zähne immer wieder unkontrolliert aufeinander. Suzanne befürchtete, daß der Mittler sich durch die extreme Unterkühlung möglicherweise eine Lungenentzündung zugezogen hatte. Sein Körper war immer noch kalt, aber seine Stirn begann jetzt langsam fiebrig zu glühen.

Und Antibiotika gab es auf Sarym nicht.

»Wir können davon ausgehen«, fuhr Aschan halblaut fort, »daß beide Seerosenquallen von Traumhaken überfallen worden sind. Wären Lyda, Damon und Ennerk nämlich nicht gleichfalls während der letzten Stunden bewußtlos gewesen, dann hätten sie keine Schwierigkeiten gehabt, uns mit ihrer Seerosenqualle zu folgen und uns vielleicht sogar zu helfen. Aber das war offensichtlich nicht der Fall. Wie wir feststellen mußten, befindet sich die andere Seerosenqualle weder in Sicht-, noch in Rufweite. Wobei die Sichtweite bei diesem verrückten Nebel ohnehin minimal ist.«

Suzanne und Onnegart Vangralen nickten nachdenklich. Vangralen hatte den Überfall nicht einmal bemerkt, weil er bereits tief und fest geschlafen hatte. Suzanne hatte ihn nur mit einiger Mühe überhaupt wachbekommen können.

»Wie lange waren wir eigentlich bewußtlos?« erkundigte sich die junge Terranautin heiser. Der Schock saß ihr immer noch in allen Gliedern, und erkältet war sie obendrein.

Aschan Herib zuckte die Achseln. »Genau kann ich es natürlich nicht sagen«, erwiderte er, »aber ich würde schätzen … Nun, etwa sechs bis zehn Stunden. Und das bedeutet, daß wir inzwischen gut einhundertfünfzig bis zweihundert Kilometer zurückgelegt haben mögen. Wenn sich die Seerosenqualle mit unseren Freunden in entgegengesetzter Richtung bewegt haben sollte, dann sind wir jetzt rund vierhundert Kilometer von ihnen entfernt. Aber es können natürlich auch zehn, fünfzig oder hundert Kilometer sein, und das in jede beliebige Himmelsrichtung. Woraus folgt, das wir die anderen mit neunundneunzigprozentiger Wahrscheinlichkeit nicht mehr wiederfinden werden – selbst dann nicht, wenn der Nebel sich lichtet.«

»Wieso in entgegengesetzter Richtung?« erkundigte sich Onnegart Vangralen irritiert. »Als du vorhin Kontakt mit unserer Seerosenqualle aufgenommen hast, hast du doch herausgefunden, daß wir uns nach wie vor geradewegs nach Süden bewegen. Warum sollte das für die andere Seerosenqualle nicht auch zutreffen?«

»Weil der Befall durch die Traumhaken den Zweck gehabt haben muß, uns zu trennen«, erwiderte Aschan Herib mit erzwungener Ruhe.

Suzanne starrte ihn an wie ein Gespenst. *»Wie bitte?«*

»Denk doch mal nach …« Aschan begann, die Argumente, die für seine Hypothese sprachen, an den Fingern aufzuzählen. »Normalerweise dauert ein Befall fünf Minuten. Dieser hier hat möglicherweise zehn Stunden gedauert. Der Befall ist wie ein generalstabsmäßiger Angriff erfolgt. Zumindest wir drei wurden völlig

synchron befallen. Bei einem gewöhnlichen Befall erleben Mittler wie ich Visionen. Diesmal nicht. Ich bin einfach bewußtlos geworden, genau wie ihr. Und das alles läßt nur einen einzigen Schluß zu: Entweder sind die Traumhaken entgegen allen bisherigen Annahmen intelligente Wesen, oder aber sie werden von intelligenten Wesen gesteuert. Und diese Intelligenzen wollten uns nichts antun, sondern uns nur ganz einfach aus dem Weg haben – *um die andere Seerosenqualle und damit Lyda, Damon und Ennerk in ihre Gewalt bringen zu können!«*

Onnegart Vangralen beugte sich aufgeregt vor. Mit einer beiläufigen Handbewegung scheuchte er den neugierig näher hüpfenden Vogel beiseite.

»Die unheimliche Macht, die schon so viele von euch Surinen entführt hat!« stieß der stämmige Terranaut hervor. »Sie hat uns die ganze Zeit über beobachtet und will jetzt verhindern, daß wir zusammen die Korallenstadt auf dem Südkontinent erreichen!«

Aschan Herib nickte. »Richtig. Wenn wir Lyda, Damon und Ennerk wiedersehen wollen, müssen wir zur Korallenstadt und das Geheimnis von Sarym enträtseln. Nur so können wir vielleicht erfahren, was mit unseren Freunden geschehen ist.«

Die Mikrofone im Kopf des schwarzen Vogels übertrugen auch diese Worte ohne merkliche Zeitverzögerung in die Geheimstation, wo gerade in diesem Augenblick der junge Techniker eine Visiophonverbindung zu seinem obersten Vorgesetzten herstellte. Er war so nervös, daß er sich zweimal vertippte, bevor es ihm schließlich gelang, die richtige Ziffernkombination in das Visiophon einzutasten.

Und diese Nervosität war nur zu gut verständlich.

Schließlich wußte der Techniker ja, daß die Traumhaken keineswegs von der Macht gesteuert wurden, die auch für das Verschwinden einer großen Zahl von Surinen verantwortlich war. Die Einheiten, die jene Surinen auswählten, einfingen und transportierten, die in die Geheimstation gebracht werden sollten, wurden von dem Terminal aus kontrolliert, an dem er gerade jetzt, in diesem Moment, saß.

Von ihm selbst.

Und die Befehle dazu kamen von jenem Mann, dessen Gesicht nun auf dem mattglänzenden Bildschirm oberhalb des Terminals sichtbar wurde.

Die Ermittlung der Position der Terranauten-Basis Rorqual war plötzlich unwichtig geworden.

Jetzt ging es vorrangig darum festzustellen, ob es wirklich noch eine

andere, bisher unbekannte Machtgruppe auf Sarym gab.

Natürlich konnte sich Aschan Herib auch in diesem Punkt geirrt haben – aber seine Schlußfolgerungen hatten verdammt logisch geklungen.

*

Der Sammler:

Ich bin am Ziel.

Dort, dicht vor mir, schwebt meine Ursprungswelt in der unendlichen Schwärze des Weltalls – ein bunter, pulsierender Fleck, dessen Schönheit ich besingen möchte, solange ich existiere.

Besingen in einem Lied voller Freude – und voller Melancholie.

Erst jetzt, da ich heimkehre, begreife ich eine simple Wahrheit: Ich, der ich geschaffen worden bin, um in die erstaunlichsten Regionen der Galaxis vorzustoßen, habe inmitten all jener Wunder und Schrecken nie eine wirkliche Heimat gefunden. Nur dieser nach kosmischen Maßstäben unbedeutende Planet ist meine Heimat. Aber in diese Heimat darf ich nur für eine kurze Zeit zurückkehren, um zu sterben und wiedergeboren zu werden. Dann muß ich wieder hinausfliegen zu unbekannten Zielen.

Für einen Augenblick wird die Versuchung unermeßlich groß, einfach hierzubleiben. Aber plötzlich muß ich an die barbarische Zerstörung der beiden PSI-Auren und an die Schwächung des PSI-Netzes denken, und der Gedanke an Rache verdrängt alle anderen Empfindungen.

Ja, wenn mein Auftrag lauten wird, den Feind, der die Wunderwerke der *Knospen des Baumes* angegriffen hat, zu suchen und gnadenlos zu vernichten, dann wird es mir leichtfallen, erneut meine Ursprungswelt zu verlassen und wieder jenen Pfad einzuschlagen, der mich hinaus in die Ödnis der Sternenwüsten führt!

Langsam schwenke ich auf eine Kreisbahn um meinen Heimatplaneten ein, und schon spüre ich das Zerren des gewaltigen magnetischen Feldes, das diesen bunten Fleck wie eine unsichtbare Außenschale umgibt. In ihrer Weisheit haben die *Knospen des Baumes* auch dieses Magnetfeld zu einem nützlichen Teil ihres großen Experiments gemacht. Es bündelt die von der Modifikations-Submatrix veränderte Strahlung der Sonne und lenkt sie hinunter auf den zweiten Planeten des Doppelplanetensystems.

Ohne das Magnetfeld meiner Ursprungswelt wäre es nicht möglich gewesen, das ökologisch-psionische Experiment auf *Gleichgewicht*

durchzuführen.

Immer tiefer gleite ich, auf einer langgestreckten, eleganten Spiralbahn, deren Endpunkt auf der Oberfläche des überschweren Planeten liegt – dort, wo die PSI-Aura schon auf mich wartet.

Nein, nicht nur auf mich. Ich bin nicht der einzige Sammler. Sechs andere hat es gegeben, die zum gleichen Zeitpunkt wie ich zu den Sternen aufgebrochen sind.

Und während die ersten Ausläufer der tobenden Atmosphäre an meiner Außenschale zerren, frage ich mich, ob ich der erste Sammler bin, der zurückkehrt.

Aber mir bleibt nicht mehr viel Zeit für solche müßigen Überlegungen. Ich muß meinen Tod einleiten, muß alles dafür vorbereiten, daß meine Gedächtnisspeicher zum rechten Zeitpunkt freikommen. Nur das zählt jetzt noch.

Und so ziehe ich die PSI-Energien, die meine Außenschale bisher stabilisiert haben, endgültig zurück. Sofort glühe ich auf, beginne zu brennen. Der Schmerz ist entsetzlich.

Wie ein Ball aus purem Feuer stürze ich durch die immer dichter Werdende Atmosphäre. Der Boden kommt näher.

Die PSI-Energien strömen in meine Gedächtnisspeicher, die zugleich meine Samen sind. Die kristallenen Stürme dicht über der Oberfläche dürfen ihnen nichts anhaben, wenn meine flammende Außenschale, die sie jetzt noch schützt, endgültig zerplatzt.

Denn sonst wäre mein Tod kein Anfang, sondern ein Ende, und alles wäre umsonst.

So aber …

Feuer und Schmerzen …

… und doch Erfüllung und Triumph!

Unmittelbar unter mir: die PSI-Aura. Der entscheidende Moment ist da.

Der letzte Rest der PSI-Energien weicht aus meiner schon fast gänzlich zerschmolzenen Außenschale.

Die Außenschale zerbricht.

Ich sterbe.

*

Der Nebel riß auf.

Lyda Mar, Damon Credock und Ennerk Prime standen an der Reling der Seerosenqualle und starrten atemlos auf das unglaubliche Bild, das sich ihren Augen darbot.

Inmitten einer Insel aus klarem, goldenem Licht erhob sich ein Kegel in den dunstigen Himmel – ein rosenfarbener, sanft schimmernder Kegel mit abgerundeter Spitze. Er mochte etwa fünfundzwanzig Meter hoch aus dem Wasser aufragen und hatte die poröse Oberfläche eines riesigen Schwamms.

Und um diesen Kegel kreisten ganze Schwärme von Traumhaken. Die schwarzen, knorrigen Wesen glitten wie Wolken hoch über dem Meer dahin, und der rhythmische Schlag ihrer kleinen Flügel erfüllte die Luft mit einem endlosen Sirren und Pfeifen. Die drei Menschen beobachteten, wie ab und zu Hunderte von Traumhaken aus den Schwärmen ausscherten, sich in die Schrunde und Spalten des rosenfarbenen Kegels stürzten und im Innern dieses unirdisch schönen Gebildes verschwanden. Auf diese Weise nahm die Zahl der Traumhaken, die den Kegel umkreisten, langsam, aber stetig ab.

»Eine zweite Korallenstadt, Lyda«, flüsterte Damon Credock heiser. »Hier, mitten im Ozean! Und sie ist völlig unbeschädigt!«

Lyda Mar antwortete nicht. Es kam ihr fast wie eine Entweihung vor, in dieser Kathedrale aus Licht zu sprechen. Und außerdem lauschte sie schon seit geraumer Zeit in sich hinein, um die Stimme, die seit ihrem Erwachen aus der Bewußtlosigkeit leise in ihr sprach, endlich verstehen zu können.

Die *Stimme* war nicht viel mehr als ein Wispern, aber in diesem Wispern lag so viel Verheißung, daß Lyda manchmal den Tränen nahe war.

Ennerk Prime, der seit der Landung der vier Terranauten auf Sarym völlig PSI-taub war, konnte den Zauber dieses Ortes natürlich nicht teilen, und die *Stimme* konnte er erst recht nicht hören.

»Eine zweite Korallenstadt?« fragte er deshalb laut. »Wieso habt ihr Surinen die denn bisher noch nicht entdeckt? Ich meine, schließlich seid ihr doch lange genug auf diesem Planeten!«

»Aber wir reisen nur sehr selten über den Ozean«, erwiderte Damon Credock. »Außerdem dürfte dieser Kegel die meiste Zeit über vollständig von Wasser bedeckt sein. Und dann der Nebel … In dieser Region des Ozeans treffen anscheinend eine kalte und eine warme Meeresströmung aufeinander. Darum der beständige dichte Nebel. Du darfst mich allerdings nicht fragen, weshalb gerade hier, rund um die Korallenstadt, kein Nebel herrscht.«

Lyda Mar bekam das alles nur mit halbem Ohr mit. Ihre Gedanken schweiften zurück, hin zu einem unendlich langen Augenblick, da sie diese Korallenstadt – die *Maritime Korallenstadt,* wie sie plötzlich wußte – schon einmal gesehen hatte.

Und zwar durch die Sinnesorgane eines Traumhakens …!

Der Traum!

Lyda stieß ein ersticktes Geräusch aus. Natürlich! Jetzt fielen die Teile des Puzzlespiels an ihren vorherbestimmten Platz und ergaben plötzlich ein vollständiges Bild!

Damon Credock drehte sich besorgt zu der jungen Terranautin um. »Lyda? Ist etwas nicht in Ordnung? Lyda? *Lyda?«*

Lyda Mars vom Schimmel zerfressenes Gesicht mußte in diesem Augenblick auf die beiden Männer wie eine archaische Maske wirken. Es war das Gesicht einer Schlafwandlerin, das Gesicht einer vorzeitlichen Seherin. Und als Lyda unvermittelt zu sprechen begann, da erinnerte ihre Stimme kaum mehr an die Stimme eines Menschen.

»Die Korallenstadt hat mich gerufen«, sagte die junge Frau wie in Trance. »Ich habe den Ruf gehört, aber nicht verstanden. Ich bin ihm nicht gefolgt. Darum hat die Korallenstadt die Traumhaken geschickt, um mich zu holen. Hörst du den Ruf nicht auch, Damon? Du bist ein Mittler, und …«

Sie hielt inne. Die maskenhafte Starre ihres Gesichtes verschwand, ihre verschleierten Augen wurden wieder klar, und ein Zittern durchlief ihren schmalen Körper. »Damon … Was … was habe ich da gesagt?«

Damon Credock zog sie an sich. Die Ereignisse der letzten Minuten schienen zuviel für die zierliche, in sich zurückgezogene Terranautin gewesen zu sein. Sie schwankte hin und her. Wie ein Zweig im Wind, dachte Damon. Aber außer ihr kann niemand diesen Wind spüren.

Lyda Mar begann, hemmungslos zu schluchzen. Der Mittler preßte sie noch fester an sich und streichelte ihr hilflos über das Haar.

»Ich glaube, wir sollten so schnell wie möglich von hier verschwinden«, sagte Ennerk Prime. In seinen Worten schwang Entsetzen mit. Offenbar fürchtete sich der alte Terranaut, der sonst eher ein Draufgängertyp war, so sehr wie noch nie zuvor in seinem Leben.

Lydas Reaktion auf Ennerks Worte überraschte Damon Credock vollständig.

»Nein!«

Diese Antwort war nicht einfach eine gewöhnliche Verneinung, sondern ein Aufschrei. Lydas ganzer Körper verkrampfte sich so heftig, daß Damon Credock die junge Frau unwillkürlich losließ.

»Aber …«, setzte Ennerk Prime noch einmal an, doch Lyda ließ ihn nicht zu Wort kommen.

»Jetzt, wo wir endlich am Ziel sind, sollen wir umkehren und

fliehen?« stieß sie mit erstaunlicher Heftigkeit hervor. »Weißt du eigentlich, daß du im Grunde deines Herzens ein ganz erbärmlicher Feigling bist, Ennerk?«

Prime zuckte zusammen wie ein geschlagener Hund. »Lyda …«

Wieder gab ihm Lyda Mar keine Chance auszureden.

»Ich werde nicht umkehren«, schleuderte sie ihm entgegen. »Ich will in die Korallenstadt. Ich *muß* in die Korallenstadt, verstehst du das denn nicht? Ich …«

Ihre Stimme brach.

Damon Credock schüttelte verständnislos den Kopf. Er begriff nicht, was eigentlich in die junge Frau gefahren war.

»Ich bin auch dafür, daß wir landen und uns die Korallenstadt näher anschauen«, sagte er sanft. »Schließlich ist es unsere Mission, das Geheimnis Saryms zu enträtseln, und die Entdeckung einer zweiten Korallenstadt hat dieses Geheimnis eher noch größer gemacht. Zugleich bietet sich uns dadurch allerdings auch eine bisher nie dagewesene Möglichkeit, unsere Aufgabe erfolgreich durchzuführen. Nur eines möchte ich gerne von dir wissen, Lyda – bevor wir in die Korallenstadt eindringen.«

Lyda blickte ihn aus tränennassen, verquollenen Augen an.

»Ja, Damon?«

»Was hast du eigentlich damit gemeint, als du sagtest, wir seien endlich am Ziel?«

Die Terranautin setzte schon zu einer Antwort an, aber dann stutzte sie und schüttelte hilflos den Kopf.

»Ich … Ich weiß es nicht.«

»Das habe ich mir gedacht«, nickte Damon Credock. Er lächelte schwach. »Dann wird uns wohl nichts anderes übrigbleiben, als blind ins Verderben zu laufen.«

Er konzentrierte sich kurz und stellte eine Verbindung zu der Seerosenqualle her. Langsam setzte sich das organische Boot in Bewegung.

Kaum eine Minute später stieß das Blatt der riesigen Seerosenqualle an das rosenfarbene Gestein der maritimen Korallenstadt.

*

Da es dicht über der Wasserlinie keine der höhlenartigen Öffnungen gab, durch die auch die Traumhaken in das Innere des Kegels eindrangen, mußten Lyda und Damon eine ziemlich anstrengende Kletterpartie absolvieren, bevor sie sich schließlich mit einem

Aufseufzen in einen der kaum mannshohen Eingänge schwingen konnten.

Bevor sie in die Höhle und damit ins Herz der Korallenstadt eindrangen, warfen sie noch einen letzten Blick zurück auf die Seerosenqualle. Von hier aus sah sie sehr klein und zerbrechlich aus. Lyda fragte sich im stillen, wie sie es überhaupt hatten wagen können, mit so einem unsicheren Gefährt den großen Ozean zwischen den beiden Hauptkontinenten Saryms zu überqueren.

Nun, noch war die riskante Überfahrt nicht beendet. Zwischen der maritimen Korallenstadt und ihrem eigentlichen Ziel, dem Südkontinent, lagen immer noch mehr als tausend Kilometer.

Wenn Damon und ich hier nichts finden, was uns weiterhilft, dachte Lyda bedrückt, müssen wir uns wieder der Seerosenqualle anvertrauen und uns erneut auf den Weg machen. Und selbst wenn wir hier eine wichtige Entdeckung machen sollten …

Irgendwo dort draußen auf dem Ozean trieb schließlich auch die Seerosenqualle mit Suzanne, Aschan und Onnegart. Lyda zweifelte nicht daran, daß die drei Freunde ihre Expedition fortsetzen würden, nachdem die Traumhaken sie wieder aus ihrem Bann entlassen hatten.

Aus unerklärlichen Gründen wußte die Terranautin, daß auch die drei anderen Expeditionsteilnehmer von Traumhaken befallen worden waren. Da die Traumhaken die zweite Seerosenqualle aber nicht zur maritimen Korallenstadt »umgeleitet« hatten, befand sie sich jetzt wahrscheinlich wieder – oder nach wie vor – auf Südkurs. Suzanne, Aschan und Onnegart würden eingesehen haben, daß sie der Besatzung der verschwundenen Seerosenqualle doch nicht helfen konnten (denn wie sollten sie sie inmitten der Weiten des Ozeans und vor allem bei diesem Nebel überhaupt finden?), und ihren Weg zur Korallenstadt des Südkontinents fortgesetzt haben.

Von unten winkte Ennerk Prime aufmunternd zu Lyda und Damon herauf. Er war auf der Seerosenqualle zurückgeblieben, um den Wechsel der Gezeiten zu beobachten und notfalls seine beiden Gefährten warnen zu können, wenn die Flut kam.

Im Moment sah es allerdings so aus, als würde Lyda und Damon genug Zeit für ihre Erkundung bleiben. Der Wasserspiegel sank bisher noch kontinuierlich weiter ab – eine Tatsache, die besonders Damon Credock verblüfft hatte.

Der Mittler war schließlich zu der Schlußfolgerung gelangt, daß eine ungewöhnliche Konstellation der Monde, die Arioch und Sarym auf komplizierten Bahnen umkreisten, eine sogenannte »große Ebbe« hervorgerufen haben mußte.

Und das wiederum bot eine schlüssige Erklärung dafür an, warum die maritime Korallenstadt bisher noch nie gesichtet worden war.

Bei einer normalen Ebbe wurde die Spitze des Kegels höchstens vier oder fünf Meter weit aus dem Wasser ragen. Und bei starkem Seegang mochte selbst diese kleine Erhebung noch vollständig von den Brechern überspült werden!

»Also los«, sagte Damon Credock bestimmt. »Bringen wir's hinter uns.«

Die Banalität dieser Worte brachte Lyda zum Lachen. Ihre Anspannung ließ ein wenig nach.

Hinter Damon Credock schob sie sich in den engen Tunneleingang.

Der Boden unter ihren Füßen erwies sich als sehr schlüpfrig – eigentlich kein Wunder, denn dieser Teil der Korallenstadt stand normalerweise dauernd unter Wasser. Eine feine, schleimige Algenschicht bedeckte den ansonsten völlig glatten Fels.

Schon wenige Meter im Innern des Kegels bog der Gang scharf nach links ab. Vorsichtig folgten Damon und Lyda dem Knick. Das letzte Licht blieb hinter ihnen zurück. Nachtschwarze Finsternis hüllte sie ein wie ein dickes, weiches Tuch.

Damon stieß plötzlich ein leises, überraschtes Knurren aus und blieb abrupt stehen. Lyda, die nicht mehr rechtzeitig anhalten konnte, prallte gegen seinen breiten Rücken.

»Was ist los?« erkundigte sie sich alarmiert.

»Bin auf was Weiches getreten«, erwiderte Damon leise. »Anscheinend eine Qualle oder ein Fisch, der beim Ausströmen des Wassers hier liegengeblieben ist. Kein Grund zur Besorgnis.«

»Du hast gut reden.«

Damon lachte gedämpft und tastete sich weiter, dicht gefolgt von Lyda, die mit einem großen Schritt über das tote Meerestier hinwegstieg.

»Vorsichtig«, meldete Damon sich nach einer Weile. »Hier geht's abwärts, aber glücklicherweise nicht sehr steil.«

Tatsächlich senkte sich der Boden des Ganges vor ihnen sanft ab. Trotz der nur geringen. Neigung mußten die beiden höllisch aufpassen, um auf dem schleimigen Algenüberzug nicht auszurutschen und zu stürzen.

Die Konzentration auf das Vorankommen ließ Lyda keine Zeit, über die merkwürdigen Visionen nachzudenken, die sie direkt nach der Entdeckung der Korallenstadt gehabt hatte. Nur manchmal lauschte sie in sich hinein, um festzustellen, ob sich die Stimme vielleicht wieder melden würde.

Aber die *Stimme* gab es nicht mehr. An ihre Stelle war etwas anderes getreten, eine fremdartige, allgegenwärtige *Präsenz,* mit der Lyda nicht in Kontakt kommen konnte.

Und wenn sie ehrlich war, mußte sie zugeben, daß der Gedanke an einen möglichen Kontakt sie sogar mit Angst erfüllte …

»Da vorne ist Licht«, flüsterte Damon plötzlich. »Eine Art Fluoreszenz.«

Lyda erschrak. »Schimmel?«

»Glaube kaum. Dafür ist die Fluoreszenz zu bläulich. Also keine Angst.«

Lyda nickte langsam, aber natürlich konnte der Mittler das nicht sehen.

»Der Gang wird auch breiter, hast du das schon gemerkt?« erkundigte er sich. »Wir scheinen uns einer Kaverne zu nähern. Bin gespannt …«

Der Rest des Satzes wurde von einem Rauschen und Sirren übertönt, das plötzlich aufklang und von Sekunde zu Sekunde an Stärke zunahm. Die Quelle dieses unerklärlichen Geräusches schien sich irgendwo hinter Lyda zu befinden und rasch näher zu kommen. Instinktiv duckte sich Lyda. Dann war das Sirren direkt über ihr. Die Terranautin spürte, wie eine fast kompakt wirkende Masse aus unzähligen kleinen Körpern über sie hinwegstrich. Etwas Hartes streifte ihren Rücken, scheuerte darüber und war auf einmal wieder verschwunden.

Damon, der sich nicht weggeduckt hatte, wurde von dem lebenden Sturm völlig unvorbereitet getroffen.

Die knorrigen Leiber trafen ihn mit solcher Wucht am Kopf und am Rücken, daß er mit einem Aufschrei nach vorne fiel und mit einem lauten Platschen in einer stinkenden Pfütze landete. Das Wasser spritzte so hoch auf, daß sogar Lyda noch ihren Teil mit abbekam.

»Was zum Teufel …?« prustete der Mittler los.

Lyda arbeitete sich zu ihm vor und half ihm, sich wieder aufzurichten.

»Traumhaken«,’erklärte sie bestimmt. »Wir hätten eigentlich damit rechnen müssen. Schließlich sind diese Höhlen ihre Einflugschneisen ins Zentrum der Korallenstadt. Hast du eigentlich eine Ahnung, was die Traumhaken hier wollen?«

»Nicht die geringste.« Damon Credock strich sich die klatschnassen Haare aus der Stirn. »In der Nähe der Korallenstadt auf dem Südkontinent habe ich nie welche gesehen.«

»Na, dann wollen wir mal nachschauen, ob wir den Grund ihrer

Anwesenheit herausfinden können. Ob die Kaverne vor uns wohl ihr Ziel ist?«

»Möglich.«

Ganz langsam arbeiteten sich die beiden Menschen weiter vor.

Jetzt konnte auch Lyda das fluoreszierende Schimmern erkennen. Das Licht war bald so stark, daß Damon Credocks breite Schultern sich wie ein Schattenriß gegen die Helligkeit abzeichneten.

Zugleich verbreiterte sich der Gang immer mehr. Schließlich wichen die Seitenwände endgültig auseinander, und Damon und Lyda traten in die Kaverne.

Lyda hielt überrascht den Atem an. Was auch immer sie zu sehen erwartet haben mochte – die Wirklichkeit übertraf selbst ihre kühnsten Vorstellungen!

Die Fluoreszenz ging von einer Art Pflanzengeflecht aus, das die Wände der Kammer dicht überwucherte. Die Pflanzenkultur – ein anderer Ausdruck wollte Lyda dafür nicht einfallen – erinnerte entfernt an das Monstrum, dem die Expedition auf ihrer Fahrt durch das Watt begegnet war.

Aber die Stränge und Fasern dieser Pflanzen waren nicht ockergelb, sondern strahlten in einem tiefen Blau. Und anstelle der Knospen hatte die Pflanze eine Vielzahl von kugeligen, hartschaligen Früchten, die etwa zwanzig Zentimeter durchmessen mochten.

Die wenigen nicht von den Pflanzen bedeckten Felsflächen waren mit Traumhaken übersät.

Oder besser gesagt: mit dem, was aus den Traumhaken geworden war!

Lyda glaubte zu träumen. Vorsichtig näherte sie sich den Überresten einer Gruppe von Traumhaken.

Die geheimnisvollen Tiere mußten ihre Haken mit erstaunlicher Kraft tief in das Felsgestein gebohrt haben – ganz so, als würden sie Wurzeln schlagen. Und dann waren ihre harten Außenschalen aufgeplatzt.

Die Traumhaken blühten.

Das Körperinnere der Traumhaken hatte sich nach außen gestülpt und dabei zugleich auf seltsame Weise verändert. Das, was vielleicht einmal innere Organe gewesen waren, hatte sich zu einer blauen, intensiv glühenden Blüte umgeformt!

Ein leises Knirschen ließ Lyda aufhorchen.

Wenige Zentimeter neben den verwandelten Traumhaken hing eine Kolonie der hartschaligen Früchte an langen Stengeln inmitten des Pflanzengewirrs.

Und mehrere dieser Früchte zeigten jetzt haarfeine, rasch tiefer und breiter werdende Risse.

Gebannt starrte Lyda auf die nächstgelegene Frucht.

Mit einem lauten Knall, der in der engen Kaverne wie ein Pistolenschuß widerhallte, zersprang die Schale endgültig. Lyda keuchte vor Überraschung.

Dort, wo gerade noch die Frucht gewesen war, saß jetzt ein Traumhaken und entfaltete seine noch feuchten Flügel.

*

Das Warten war unerträglich.

Oinji sehnte sich danach, tiefer in die Nische hineinzukriechen, in die er auf der Flucht vor dem Kristallzyklon durch einen glücklichen Zufall gerollt war. Zwar empfing er auch jetzt schon die Bilder, die die Quelle in sein Bewußtsein strahlte, aber er war noch viel zu weit draußen, um Einzelheiten erkennen zu können. Hier, dicht unterhalb der sturmumtosten Oberfläche des Hügels, waren die Bilder kaum mehr als vage, verschwommene Andeutungen der Freuden, die den PSI-Schmarotzer im Zentrum des Hügels erwarteten.

Aber Oinji war noch nicht wieder kräftig genug, um sich mit Hilfe seiner Klammerwurzeln vorwärts zu arbeiten. Sein geschundener, beim Aufprall auf die Felsen schwer beschädigter Körper brauchte Zeit, um sich zu regenerieren. Die Risse in der Außenschale verheilten mit quälender Langsamkeit, und das Nachwachsen der weggefetzten Steuerhaut würde noch viel länger in Anspruch nehmen.

Immerhin mußte Oinji nicht so lange hier liegenbleiben, bis sich die Luftkammern in seinem Hinterleib wieder aufgefüllt hatten und erneut unter Hochdruck standen. Darum konnte er sich auch noch kümmern, wenn er demnächst die Quelle wieder verließ, um auf Nahrungssuche zu gehen.

Der PSI-Schmarotzer spürte, wie sein Körper die zerschmetterten Sensoren abstieß und durch neue, funktionsfähige Verbände hochspezialisierter Zellen ersetzte. Vorsichtig machte er sich daran, die neuen Sensoren auszuprobieren.

Oinji lag so dicht beim Eingang der Nische, daß es ihm keine Schwierigkeiten bereitete, in den immer noch tosenden Kristallzyklon hinauszuspähen. Behutsam fuhr er einen der Sensorenstengel aus und schob ihn über den Rand der Nische.

Wenn sich die Nische nicht gerade im Windschatten des Hügels befunden hätte, dann wäre der Sensorenstengel wahrscheinlich binnen

Sekunden von den kristallenen Partikeln zerrieben worden. So jedoch spürte Oinji nur ein unangenehmes Schaben und Stechen. Augenblicklich verhärtete er die äußeren Zellschichten des Stengels.

Ja, das war besser. Jetzt konnte er den Sturm ungefährdet beobachten!

Nach wie vor hatte der Kristallzyklon nichts an Heftigkeit eingebüßt. Obwohl Oinji wegen seines Sakrilegs von seiner Rasse ausgestoßen worden war, dachte er voll Trauer an jene Orkansegler, die im Freien vom Sturm überrascht worden waren und nicht mehr genug Zeit gefunden hatten, sich wie er in einer Nische oder Höhle zu verkriechen oder aus dem Einflußbereich des Zyklons zu entkommen. Die mörderischen Kristallböen würden diese Bedauernswerten aus dem Himmel gefegt haben, bevor sie sich überhaupt innerlich darauf vorbereiten konnten, vom *Großen Orkan* in die Gefilde jenseits der Wolken getragen zu werden.

Ein merkwürdiges Pfeifen und Singen rissen den PSI-Schmarotzer aus diesen trübsinnigen Gedanken – ein Geräusch, wie er es noch nie zuvor vernommen hatte. Unwillkürlich fuhr er den Sensorenstengel noch ein Stückchen weiter aus.

Dann explodierte der Himmel.

Oinji stieß einen Impuls des Entsetzens aus, als ein großer Feuerball auf die glattgeschliffene Ebene stürzte. Glutfunken spritzten von den Außenbereichen des Balls in alle Richtungen und wurden von den Windböen davongerissen.

Der PSI-Schmarotzer glaubte, seinen Sensoren nicht mehr trauen zu können.

Ein Vulkan, der sein feuerspeiendes Maul hoch droben in den Wolken öffnete? Nein, das konnte nicht sein. Das widersprach jeglicher Erfahrung.

Der Himmel hielt viele Schrecken für die Orkansegler bereit – Kristallstürme, elektrische Entladungen, Säureregen. Aber Vulkane?

Und doch … Was anderes als ein Vulkan hätte einen solchen Feuerball formen und gebären können?

Das Pfeifen wurde immer schriller. Oinji verringerte die Empfindlichkeit der Sensoren. Zurückziehen wollte er sie allerdings nicht – dazu faszinierte ihn diese glühende Himmelserscheinung viel zu sehr!

Der Feuerball war jetzt so nahe herangekommen, daß der PSI-Schmarotzer seine Sensoren auf Naherfassung umschalten konnte. Neue, noch phantastischere Daten strömten in Oinjis Bewußtsein.

Wenn seine Sinne ihn nicht täuschten, dann bestand der Feuerball

gar nicht durchwegs aus Glut. Unter einem dünnen Mantel aus Feuer verbarg sich etwas ganz anderes – ein fester, annähernd kugelförmiger Körper.

Einen Augenblick lang glaubte Oinji, nur zu träumen. Diese Daten konnten einfach nicht stimmen.

Der brennende Körper hatte die Umrisse eines Orkanseglers.

Aber zugleich war er mindestens fünfzigmal so groß wie Oinji.

Der PSI-Schmarotzer begann zu zittern. Für dieses absolut unvorstellbare Phänomen gab es nur zwei Erklärungen.

Entweder war er, Oinji, wahnsinnig geworden und bildete sich das alles nur ein – oder der riesige, lichterloh brennende Orkansegler war ein Geist von jenseits der Wolken, die Inkarnation eines längst toten Artgenossen des PSI-Schmarotzers, der vom *Großen Orkan* aus unerklärlichen Gründen zurück in die Welt der Lebenden geschleudert worden war.

Bevor Oinji noch weiter über diese beiden gleichermaßen unangenehmen Alternativen nachdenken konnte, zerplatzte der Titan dicht über der Ebene in einer Kaskade aus Licht. Augenblicke später prasselten die glühenden Fragmente seiner Außenschale wie Hagel auf die Felseinöde nieder. Die wütenden Böen verstreuten die herabregnenden Teile weit über das Land.

-Dort, wo gerade noch ein Feuerball gewesen war, schwebten jetzt sieben kleinere Objekte in der Luft. Jedes dieser Objekte war ungefähr so groß wie Oinji.

Der PSI-Schmarotzer erkannte die vertraute Form sofort.

Orkansegler-Samen!

Nach der Entdeckung, daß das brennende Phantom nichts anderes gewesen war als ein ins Titanenhafte vergrößerter Orkansegler, konnte es Oinji jetzt nicht einmal mehr überraschen, daß auch die Samen dieses Orkansegler-Geistes fünfzigmal größer waren als gewöhnliche Samen. Ihre Außenschalen jedoch schienen wesentlich kräftiger zu sein als die gewöhnlicher Samen, denn offenbar konnte der Kristallzyklon diesen Geistersamen nichts anhaben. Ruhig und majestätisch trotzten sie den auf sie eindringenden Kristallsplittern.

Dann setzten sie sich langsam in Bewegung – genau auf den Hügel der Quelle zu.

Und jetzt begann Oinji zu verstehen, daß der Titan nicht zufällig gerade in der Nähe der Quelle abgestürzt war …

*

»Eine zweiphasige Lebensform«, sagte Damon Credock nachdenklich. »Ein Tier verwandelt sich in eine Pflanze, und diese Pflanze wiederum bringt schließlich Früchte hervor, die Tiere sind. Das spricht allen Gesetzen der Biologie Hohn!«

»Aber wir haben den Beweis vor uns, daß es so etwas doch geben kann«, erwiderte Lyda Mar. Sie saß dicht neben dem Mittler im Zentrum der fluoreszierenden Höhle und beobachtete fasziniert, wie immer mehr der blauen, hartschaligen Früchte aufplatzten. In jeder der Früchte befand sich ein junger, irgendwie noch unfertig wirkender Traumhaken. Im Moment des Ausschlüpfens – ein anderer Ausdruck fiel Lyda für diesen Vorgang nicht ein – entfalteten alle Traumhaken ihre Flügel und begannen, probeweise mit ihren drei Flügelpaaren zu schlagen. Meist dauerte es nur wenige, Minuten, bis sich die Tiere in die Luft erhoben und ganz langsam mit denen ihnen eigenen Wellenbewegungen zum Ausgang der Höhle schwebten.

Dort hatten sich die bisher ausgeschlüpften Exemplare zu einer dichten Wolke gesammelt. Sie schienen die Geburtshöhle nicht eher verlassen zu wollen, als bis alle ihre Artgenossen ausgeschlüpft und bereit waren, zum Nordkontinent zu fliegen.

»Ich glaube, hier findet noch etwas anderes statt als nur diese seltsame Metamorphose«, sagte Lyda Mar plötzlich.

Damon Credock blickte sie interessiert an. »Und was?«

Die Terranautin lächelte schwach. »Ihr Surinen lebt doch größtenteils seit vielen Jahren auf Sarym«, entgegnete sie ein wenig spöttisch. »Ein Teil von euch ist sogar hier geboren worden. Und trotzdem scheint ihr euch nie darüber Gedanken gemacht zu haben, welche Funktion die Traumhaken eigentlich für das Bio-PSI-System des Nordkontinents haben.«

Damon Credock wirkte sichtlich verlegen. »Im Moment kann ich dir nicht ganz folgen. Wieso ›Funktion‹?«

Mit einem lauten Knall platzte eine weitere der kugeligen Früchte. Lyda Mar ließ sich davon nicht stören.

»Die Erklärung liegt doch auf der Hand«, eröffnete sie dem verblüfften Mittler. »Das Bio-PSI-System – also die gesamte künstlich geschaffene Ökologie des Nordkontinents – ist so etwas wie ein großer Organismus. Ein Organismus, der sich in einem dynamischen, auf Wachstum angelegten Gleichgewicht befindet. Na, hilft dir dieser Tip weiter?«

Damon schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn. »Oh, verdammt. Du meinst, daß die Traumhaken eine Art Hormone sind, die das Arbeiten des Bio-PSI-Systems kontrollieren? Aber wenn das

zuträfe, dann wäre die Korallenstadt das Äquivalent einer gewaltigen Drüse!«

»Viel mehr als das.« Lyda wunderte sich langsam fast selbst darüber, wie klar sie plötzlich die Funktionsweise des künstlichen Öko-Systems durchschaute. »Jedesmal, wenn ein Traumhaken eine Pflanze oder ein Tier befällt, gewinnt er Informationen über den aktuellen Zustand des Öko-Systems. Die Korallenstadt ist so etwas wie ein zentrales Steuerelement, das diese Informationen sammelt, sie verarbeitet und sinnvoll auf sie reagiert, indem es notwendige Korrekturmaßnahmen einleitet.«

»Vermittels der Traumhaken?«

»Richtig. Das zentrale Steuerelement verfügt über die Möglichkeit, *die Traumhaken zu programmieren.* Während des Befalls sammeln die Traumhaken nicht nur Informationen – *sie geben auch in Form von induzierten Träumen und Visionen neue, vom zentralen Steuerelement kommende Informationen in das Öko-System ein!«*

Damon Credock schüttelte entschieden den Kopf. »Das ist unmöglich. Völlig absurd. Willst du allen Ernstes behaupten, daß die Korallenstadt ein organischer Computer ist, der im Auftrag der unbekannten Schöpfer des Öko-Systems von Sarym dieses System überwacht und gezielt steuert?«

»Ja. Ein organischer Computer – *oder einer der Schöpfer selbst.* Seit wir die Korallenstadt betreten haben, spüre ich die Anwesenheit eines ungeheuer fremdartigen Bewußtseins. Eigentlich müßtest du diese *Präsenz* doch auch selbst bemerkt haben. Schließlich bist du schon viel länger ein Mittler als ich.«

»Aber ich spüre überhaupt nichts!« Der Unterton von Skepsis in Damon Credocks Stimme war nicht zu überhören.

Lyda Mar strich sich nachdenklich eine Haarsträhne aus der Stirn. Die Antwort des Mittlers hatte sie völlig überrascht. Sollte sie sich getäuscht haben? Existierte die seltsame Präsenz vielleicht nur in ihrer Einbildung?

Es gab nur eine einzige Möglichkeit, eine Antwort auf diese Frage zu finden.

»Wir müssen versuchen, Kontakt mit der Korallenstadt aufzunehmen«, sagte die junge Terranautin entschlossen. »Wenn das gelingt, wissen wir, daß ich recht habe. Wenn nicht …«

»Einverstanden.« Damon nickte bedächtig. Ohne ein weiteres Wort begann er, sich zu konzentrieren.

Auch Lyda ließ sich in eine Art Trancezustand versinken.

Seit es ihr mit Hilfe der Traumhaken gelungen war, eine

vollständige mentale Übereinstimmung mit der Seerosenqualle zu erzielen, auf der die Terranauten reisten, bereitete es Lyda normalerweise keine Schwierigkeiten mehr, schnell in jenen anderen Bewußtseinszustand hinüberzuwechseln, der für die Herstellung eines Kontaktes zwingend notwendig war.

Auch diesmal erfolgte der Wechsel völlig problemlos – und doch kam kein Kontakt mit der Präsenz im Inneren der Korallenstadt zustande!

Lyda begann zu schwitzen. Immer wieder versuchte sie, die allumfassende Schwärze zu durchdringen, die sie auf psionischer Ebene einhüllte. Sie hatte das Gefühl, gegen eine elastische Mauer zu stoßen, zurückzuprallen wie ein Gummiball.

Immerhin gab ihr das Vorhandensein dieser mentalen Mauer die Gewißheit, daß die Präsenz wirklich existierte und nicht nur ein Produkt ihres Wunschdenkens war. Diese Erkenntnis beruhigte Lyda. Sie erinnerte sich plötzlich an die psionische »Unterhaltung« mit dem mutierten Ebberdyk-Effekt des Gardenschiffes. Wenn es ihr gelungen war, einen Computer zu kontakten, warum sollte sie es dann nicht auch schaffen können, die mentale Mauer um die Präsenz zu durchdringen?

Mit neuer Kraft setzte sie ihre Versuche fort.

Und scheiterte erneut.

Ermattet hielt die Terranautin inne. Nach der vorangegangenen Euphorie war ihre Verzweiflung jetzt doppelt so tief. Und die rhetorische Frage, die sie sich selber gestellt hatte, gewann auf einmal eine ganz neue Bedeutung.

Warum konnte sie die mentale Mauer eigentlich nicht durchdringen? Lag das an ihr – Oder an der besonderen Struktur der Präsenz? Oder an beidem?

Lyda fielen auf Anhieb zwei Antworten ein, und sie gefielen ihr beide nicht.

Entweder war die Präsenz einfach zu fremdartig, als daß ein Mensch mit ihr hätte in Kontakt treten können …

… oder aber die Präsenz wünschte den Kontakt nicht und verhinderte ihn gezielt.

An die zweite Möglichkeit konnte Lyda allerdings nicht glauben. Denn da war ja der *Ruf* gewesen.

Und der gezielte Überfall durch die Traumhaken!

Nein, die Präsenz war ganz eindeutig an einer Kontaktaufnahme interessiert. Die mentale Mauer konnte nur ein Ausdruck ihrer unglaublichen Fremdartigkeit sein.

Lyda ließ sich aus ihrer Trance zurück in die Wirklichkeit gleiten.

Damon Credock hatte die nutzlosen Versuche offenbar schon viel früher aufgegeben. Er hockte sichtlich erschöpft neben der Terranautin und hatte das Kinn auf die Knie gestützt, die er zugleich mit beiden Armen umfaßt hielt.

»Jetzt habe ich die Präsenz auch gespürt«, sagte er heiser. »Aber durchgekommen bin ich nicht. Du?«

Lyda schüttelte müde den Kopf. »Nein. Und ich sehe im Moment auch keine Möglichkeit dazu. Wir …«

Dröhnend barsten gleich zwei der hartschaligen Früchte auf einmal. Zwei weitere Traumhaken erblickten das Licht der Welt.

Traumhaken …

Lyda zuckte zusammen. Wie hatte sie etwas so Offensichtliches bloß übersehen können?

Rasch überdachte sie ihren Einfall noch einmal, konnte aber keinen Fehler in ihrem Gedankengang finden.

»Du siehst aus, als sei dir gerade eine ganze Laser-Lightshow aufgegangen«, bemerkte Damon Credock mit freundlicher Ironie.

Lyda antwortete nicht. Statt dessen stand sie auf und ging zu den beiden soeben geborenen Traumhaken hinüber. Unwillkürlich erhob sich auch Damon und folgte ihr. Sein Gesicht war ein einziges großes Fragezeichen.

Die Terranautin pflückte behutsam einen der noch benommen mit den ungeübten Flügeln zuckenden Traumhaken aus den Überresten der Frucht und setzte sich das seltsame Tier aufs Handgelenk.

»Nimm du den anderen«, forderte sie Damon Credock auf. »Vielleicht gelingt uns die Synchronisation mit der Präsenz mit Hilfe der Traumhaken.«

»Wenn sie uns stechen?« Damon schien von Lyda Mars Plan nicht sehr überzeugt zu sein. Trotzdem kam er ihrer Aufforderung nach, ohne zu zögern.

Lyda lächelte schwach. »Wir werden sie auf psionischem Wege darum bitten.«

Und genau das tat sie dann auch.

Der Traumhaken reagierte auf der Stelle. Langsam senkte er seine Haken in Lydas Handgelenk. Ein winziger Schmerz durchfuhr Lyda.

Und dann geschah das Unglaubliche.

*

Lyda?

Ich bin hier. Bist du das, Damon?

Ja. Wo …? Wo sind wir?

Ringsum ein Meer, das kein Meer war. Eine mit menschlichen Worten nicht zu beschreibende Substanz, die sich in alle Richtungen bis in die Unendlichkeit erstreckte.

Lyda und Damon trieben in diesem Meer, in dieser Substanz dahin. Und da sie körperlos waren, verschwammen ihre Grenzen. Sie lösten sich auf, wurden gänzlich unwichtig. Eine grundlegende Veränderung trat ein.

Die Psychen der beiden Menschen durchdrangen sich. Alle Schranken, die Lyda Mar und Damon Credock zuvor zu zwei voneinander verschiedenen Individuen gemacht hatten, existierten hier nicht mehr.

Lydas Erinnerungen …

… *Wenn sie ganz ehrlich zu sich selbst war, mußte sie zugeben, daß ihr eigentlich alles gefiel,* was *Damon Credock sagte oder tat. Sie, Lyda Mar, war zum ersten Mal in ihrem Leben rettungslos verliebt …*

… *Der kompromißlose, reaktionsschnelle Kämpfer Damon Credock – die lebende Kampfmaschine … Warum er wohl nach Sarym deportiert worden ist …?*

… *Dieses zerstörte Gesicht, zerfressen vom Schimmel … Wenn er nett zu mir ist, so bestimmt nur aus Mitleid …*

… waren jetzt auch Damons Erinnerungen.

Aber ich liebe dich auch, Lyda. Dein Gesicht ist immer noch schön … Es ist nicht entstellt. Ich bin es, der entstellt ist!

Die Abgründe von Damons Ich lagen offen vor Lyda …

… *Ich betrete den Raum, in dem Cara mit dem anderen zusammen ist … Ich bin halb wahnsinnig vor Haß und vor Trauer … Gelobt, meine Fähigkeiten nur im sportlichen Wettkampf, nie aber gegen Menschen einzusetzen … Egal jetzt … Ich schlage zu, treffe ihn am Hals … Schlage wieder zu … Und wieder … Blut … Er ist tot, tot, tot … Die Verhaftung … Die Deportation … Und immer wieder die Träume, jede Nacht … Was habe ich bloß getan …? Wenn ich das alles doch bloß ungeschehen machen könnte …*

Aber Lyda wandte sich nicht von Damon ab.

Ich liebe dich trotzdem. Ich liebe dich, Damon, begreifst du das denn nicht? Egal, was du getan hast – ich liebe dich.

Zwei winzige, unruhig im kalten Wind der Einsamkeit genährte Flammen brannten jetzt plötzlich ruhiger und stetiger. Sie neigten sich einander zu – und verschmolzen zu einer Flamme.

Aber nicht nur auf einer rein geistigen Ebene fanden Lyda Mar und

Damon Credock zueinander.

Ihre in der fluoreszierenden Kaverne ruhenden Körper begannen, sich wie Marionetten zu bewegen.

Und in diesen Minuten wurde im Innern der PSI-Aura des Planeten *Gleichgewicht,* den die Menschen Sarym nannten, Aura Damona Mar gezeugt – ein Kind, das eines Tages die Geschicke der Galaxis in neue Bahnen lenken sollte.

Der Spieler, der an den unsichtbaren Fäden zog, hatte endlich sein Ziel erreicht …

*

Die Stunden verstrichen mit quälender Langsamkeit.

Ennerk Prime kaute nervös auf seinen Fingernägeln herum. Immer wieder wanderte sein Blick an der rosenfarbenen Mauer der Korallenstadt hinauf, die dicht vor ihm in den dunstigen Himmel ragte. Langsam machte sich der Sechzigjährige ernsthafte Vorwürfe, daß er Lyda Mar und Damon Credock allein in das unheimliche Gebilde hatte vordringen lassen.

Warum kamen und kamen die beiden denn bloß nicht endlich zurück? Seit dem Beginn ihres Erkundungsgangs mußten doch mindestens schon vier oder fünf Stunden vergangen sein!

Mit einem Fluch stand Ennerk Prime auf und trat an die organische Reling der Seerosenqualle, die sich gemäß Damon Credocks PSI-Befehlen immer möglichst nahe bei dem rosenfarbenen Kegel hielt. Prüfend musterte der Terranaut die Markierungsstriche, die er mit grünem Pflanzensaft an der felsartigen Substanz angebracht hatte, aus der die Korallenstadt bestand.

Jetzt konnte es keinen Zweifel mehr geben. Die »große Ebbe« war endgültig vorbei.

In der letzten halben Stunde – Ennerk konnte die inzwischen verstrichene Zeit nur schätzen, aber er war für die Genauigkeit seines Zeitgefühls bekannt – war das Wasser mindestens um einen Meter gestiegen. Und die Flut schien jetzt immer schneller zurückzuströmen, denn noch während der Sechzigjährige hinschaute, verschwand wieder einer der Markierungsstriche unter dem Wasserspiegel.

Zudem war die bisher bleierne See unruhiger geworden. Ein steifer Wind war aufgekommen, der den Nebel allerdings noch nicht hatte vertreiben können.

Ennerk atmete tief durch. Lange durfte er nicht mehr warten, bevor er Lyda und Damon ins Innere der Korallenstadt folgte. Wenn ihnen

etwas zugestoßen war, mußte er schließlich damit rechnen, daß sie sich nicht mehr aus eigener Kraft bewegen konnten. Es würde eine Menge Zeit kosten, sie durch die engen Höhlengänge zurückzutragen.

Und wer vermochte schon zu sagen, ob er sie überhaupt auf Anhieb wiederfinden würde?

Schaudernd sah Ennerk Prime vor seinem inneren Auge das Bild eines phantastischen Labyrinths, in dem Lyda und Damon sich verirrt hatten und in dem auch er, Ennerk Prime, verzweifelt herumtappte.

Nein, ihm blieb wirklich nicht mehr viel Zeit. Jedes Zögern konnte tödliche Folgen haben.

Und doch kauerte sich der Sechzigjährige zunächst wieder hin. Etwas in ihm sträubte sich mit aller Macht gegen den Gedanken, die relative Sicherheit der Seerosenqualle zu verlassen und in die Korallenstadt einzudringen.

Ennerk Prime hatte Angst.

Die Korallenstadt, das wußte er, war etwas völlig Fremdartiges. Auch ihr harmloser Name, den die Surinen ihr wegen der Farbe gegeben hatten, konnte darüber nicht hinwegtäuschen.

Aber trotz dieser Angst muß ich jetzt handeln, dachte der Terranaut verbissen. *Ich darf Lyda und Damon nicht im Stich lassen!*

Die Entscheidung wurde ihm durch eine unvorhergesehene Entwicklung abgenommen.

Die Korallenstadt begann zu pulsieren. Fast kompakt wirkende Wellen rotgoldenen Lichts strahlten von ihr aus und badeten Ennerk und die Seerosenqualle in ein blutiges Feuer.

Ennerk Prime sprang auf.

Was immer dieses rotgoldene Licht, auch bedeuten mochte – etwas Gutes konnte es jedenfalls nicht sein.

Die latente Gefahr für Lyda und Damon hatte sich in eine akute Bedrohung verwandelt. Und Ennerk Primes Angst war plötzlich wie weggewischt. Übergangslos verwandelte er sich wieder in den tollkühnen Draufgänger, als den seine Freunde ihn kennengelernt hatten.

Entschlossen schwang er sich über die Blattkante und begann, vorsichtig, aber schnell an der glitschigen Außenwand der Korallenstadt hochzuklettern. Das pulsierende Licht behinderte ihn dabei nicht.

Kaum fünf Minuten später hatte Prime den Höhleneingang erreicht, in dem Stunden zuvor Lyda Mar und Damon Credock verschwunden waren. Für einen kurzen Augenblick kehrten die Ängste des Treibers zurück, aber dann riß er sich zusammen und tauchte in die Finsternis.

Zu seiner Erleichterung stellte er fest, daß ihn keineswegs ein Labyrinth erwartete, sondern nur ein einzelner Gang ohne jede Abzweigung.

Als der Terranaut nach der ersten Biegung stehenblieb, weil er glaubte, weit vor sich eine Art bläulicher Fluoreszenz auszumachen, spürte er auf einmal, wie etwas gegen seine Schultern drückte.

Mit zitternden Fingern strich er über die glatte Oberfläche der Gangwände.

Ein Irrtum war ausgeschlossen.

Die so stabil erscheinenden Wände zogen sich langsam immer enger zusammen.

*

Der Sammler:

Ich/Wir schweben über der PSI-Aura.

Wir sind sieben, und doch bilden wir eine Einheit. Wir sind die Gedächtnisspeicher des Sammlers, und wir sind seine Samen. Wenn wir unsere Informationen an die Speichermatrix der Auren abgegeben haben, wird unsere Einheit aufgelöst werden, aber jeder von uns wird sich nach wie vor an das erinnern, was der ursprüngliche Sammler erlebt, gedacht und gefühlt hat. Und selbst wenn wir in die verschiedensten Regionen der Galaxis entsandt werden, so wird zwischen uns doch für immer ein unsichtbares Band bestehen bleiben.

Wir stemmen uns gegen die tosenden Böen, die Myriaden kristallener Splitter gegen uns schleudern, und gleiten langsam weiter hinunter, dem flachen Hügel entgegen, der zugleich doch kein Hügel ist und die PSI-Aura dieser Welt in sich birgt. Mit unseren noch ungeübten Sinnen spüren wir die Impulse, mit denen die Aura uns willkommen heißt. Es sind Impulse voller Freude, denn erst durch die Rückkehr des Sammlers – durch unsere Rückkehr – erfüllt sich auch für die Aura der Sinn ihrer Existenz. Wir fühlen, wie die Aura die schlafende Speichermatrix zu neuem Leben erweckt. Über die energetischen Stränge des PSI-Netzes eilen komplexe Botschaften hinaus zu den anderen Auren.

Und die Auren, die der unheimliche Feind verschont hat, reagieren sofort. Sie schalten sich ein in das komplizierte Geflecht der Speichermatrix, bereichern es, stützen es, weben es dichter.

Die Speichermatrix entfaltet sich zu voller Kapazität.

Und sie ist leer. Vollständig leer.

Jetzt wissen wir: Ich/Wir sind die ersten, die ihre Mission erfüllt

haben und heimkehren, um zu berichten. Die anderen sechs Sammler weilen noch draußen zwischen den Sternen.

Wir sind verblüfft.

Lautete denn nicht der Befehl der *Knospen des Baumes,* nach 288 Umläufen unserer Heimatwelt um ihr Zentralgestirn zu den Auren zurückzukehren?

Für mich/uns sind in der Tat genau 288 Sonnenumläufe vergangen. Aber die Zeitverzerrungen im Kern der Galaxis haben die Differenz zwischen Individual- und Standardzeit unglaublich groß werden lassen. Während wir eine Zeitspanne durchlebten, die für uns gerade 288 Sonnenumläufe maß, sind für die Auren mehr als fünfhundert vergangen.

Und nicht nur für die Auren, sondern auch für die anderen sechs Sammler. Denn ihre Aufträge haben sie ja nicht in diese Hölle aus mutiertem Raum und aus mutierter Zeit geführt, die man das Zentrum nennt, sondern in Regionen der Galaxis, wo Individual- und Standardzeit völlig oder annähernd synchron verlaufen.

Die anderen Sammler hätten schon vor über zweihundert Sonnenumläufen zurückkehren müssen – aber sie sind nicht gekommen!

Wir strahlen fragende Impulse aus.

Wir wissen – so teilen wir dem Verbund der übriggebliebenen PSI-Auren mit –, *daß euch eine unbekannte Macht angegriffen und zwei von euch vernichtet hat. Ist das Ausbleiben der anderen Sammler ebenfalls ein Werk dieses schrecklichen Feindes?*

Impulse der Trauer antworten uns. Aber noch geben die Auren ihr Wissen nicht preis. Sie fordern uns auf zu warten, bis wir in direktem Rapport mit der Speichermatrix sind und unsere Informationen abgeben. Die Auren erklären uns, daß wir dann nicht nur jene PSI-Energien erhalten werden, die wir benötigen, um zu wachsen und zu eigenständigen Sammlern zu werden, sondern auch Informationen über die Ereignisse in unserem Heimatsystem – Informationen, die wir benötigen, um unsere neuen Aufträge erfolgreich ausführen zu können.

Wir frohlocken. Die Überlegungen jenes Ichs, das jetzt ein siebenfaches Ich ist – das Wir –, waren also richtig.

Wir sollen hinausgeschickt werden in die Sternenwüste, um den Feind zu suchen und zu vernichten.

Ist es nicht so? fragen wir die Auren.

Und wieder keine klare Antwort – nur Trauer.

Während dieses Austauschs von Impulsen dringen wir in den Hügel

der Aura unserer Heimatwelt ein und erreichen das Zentrum der Aura. Ruhig schweben wir nun mitten im Schnittpunkt aller psionischen Stränge, die die Speichermatrix bilden.

Ohne Vorwarnung beginnt der Austausch.

Wir geben unsere Informationen in einem kontinuierlichen Strom ab. Und zugleich speist der Verbund der PSI-Auren lebensspendende Energie in unsere Körpersysteme ein.

Und dann folgt eine Kaskade von Bildern.

Bevor wir in der Bilderflut versinken, spüren wir plötzlich, wie eine Störung eintritt. Ein fremder Bewußtseinsinhalt dringt in den Verbund ein. Auf einmal sind wir nicht mehr sieben Samen, sondern acht.

Aber das neue, das achte Element ist nur ein Zerrbild, eine schlechte Parodie unserer selbst. Bemerken die Auren das denn nicht? Warum beziehen sie dieses stumpfe, häßliche Flackern, das man kaum als ein wirkliches Bewußtsein bezeichnen kann, so bereitwillig in unseren Kreis mit ein?

Dann begreifen wir.

Der Angriff des unheimlichen Feindes hat die Auren verändert. Der Sammler, der uns geboren hat, ahnte das bereits, ohne jedoch das wahre Ausmaß der Veränderung erkennen zu können.

Es gibt keine Möglichkeit, die Auren jetzt noch von ihrem Irrtum zu überzeugen und den Eindringling wieder auszustoßen. Der Austauschprozeß ist längst in vollem Gange.

Und die Bilder, die die Auren uns zugleich mit den PSI-Energien (an denen nun auch diese Bewußtseins-Parodie teilhat, die sich in unseren Kreis eingeschlichen hat) übermitteln, sind so entsetzlich, daß wir darüber alles andere vergessen.

Daher spüren wir nicht einmal so etwas wie Empörung, als wir plötzlich bemerken, wie sich die Störung immer weiter ausbreitet. Durch die Anwesenheit des achten Elements verformt sich die Speichermatrix immer mehr, weitet sich aus – und *gewährt einem neunten Bewußtsein Einlaß.*

Wir kümmern uns nicht weiter darum. Die jähe Erkenntnis, wer der unheimliche Feind ist, hat uns nahezu gelähmt.

Und auch die PSI-Auren vermögen uns nicht zu sagen, wie wir fortan mit diesem schockierenden Wissen leben sollen, ohne darüber den Verstand zu verlieren …

*

Schwarze Erschöpfung.

Zufriedenheit, aber auch erste Zweifel.

Lyda?

Ja?

Hier stimmt etwas nicht. Wir haben versucht, mit der Präsenz im Innern der Korallenstadt Kontakt aufzunehmen. Aber ich spüre die Präsenz jetzt nicht mehr. Hier ist nichts – außer uns natürlich.

Du hast recht, Damon. Das ist wirklich merkwürdig.

Lyda Mar – oder das, was einmal Lyda Mar gewesen war, jetzt aber nur noch als Teil des Doppelwesens Lyda/Damon existierte – streckte behutsam einen mentalen Fühler in die unbegreifliche Substanz aus, die sie umgab. Immer weiter reichte ihr PSI-Fühler hinaus, irrte ziellos durch die absolute Leere dieses fremden Mediums …

… und stieß plötzlich auf ein anderes Bewußtsein.

Sofort begriff sie, daß dieses Bewußtsein keineswegs mit der Präsenz identisch war, die sie zu finden gehofft hatte. Aber ihre Entdeckung erregte sie trotzdem über alle Maßen. Neugierig sandte sie dem anderen Bewußtsein einen fragenden Impuls entgegen.

Die Antwort erfolgte sofort, und sie bestand nur aus zwei Worten und einem hochkomplexen Muster.

Die beiden Worte kannte Lyda nicht, aber sie schienen ein Name zu sein: *Mar-Estos.*

Das Muster allerdings …

Lyda war so überrascht, daß sie versehentlich den Kontakt für einen winzigen Moment abreißen ließ.

Was …? Ein, verwirrter Impuls von Damon.

Lyda öffnete dem Geist des Mittlers einen anderen Bereich ihrer Erinnerungen …

*

»Es gibt eine ganze Reihe von Schwachpunkten in diesem Plan«, sagte David terGorden gedehnt. »Ihr habt euch freiwillig gemeldet, noch könnt ihr zurück.«

Lyda Mar, Suzanne Oh, Ennerk Prime und Onnegart Vangralen sahen sich einen Augenblick lang an. Dann schüttelten sie nahezu synchron den Kopf.

David terGorden nickte ernst. »Gut. Dann bleibt mir nichts anderes mehr, als euch viel Glück zu wünschen.« Der hochgewachsene, fast etwas schlaksig wirkende Anführer der Terranauten erhob sich aus seinem Protopsessel und trat auf die vier Freunde zu, um jedem von ihnen nacheinander die Hand zu schütteln.

»Du machst das heute aber wirklich reichlich feierlich«, ertönte gerade in diesem Augenblick eine Stimme von der Tür des kleinen Arbeitsraumes her. »Irgendwie *staatsmännisch.* Valdec würde vor Neid erblassen.«

Alle Blicke wandten sich dem Neuankömmling zu, der lässig im Türrahmen lehnte und die Szene vor sich aufmerksam studierte. Lyda Mar wurde das Gefühl nicht los, daß Llewellyn 709 unter seiner starren Maske aus golden schimmernden Riemen breit grinste, aber genau konnte man das bei dem Riemenmann nie wissen.

Die junge Terranautin hatte Llewellyn schon mehrmals von Angesicht zu Angesicht gegenübergestanden, aber auch jetzt spürte sie wieder ein Gefühl der Beklemmung. Llewellyn 709 war der merkwürdigste Mensch, dem sie bisher begegnet war. Und manchmal zweifelte die junge Terranautin sogar daran, daß man den Riemenmann überhaupt noch als Menschen bezeichnen konnte.

Seine PSI-Fähigkeiten jedenfalls ragten über jedes menschliche Maß hinaus. Llewellyns psionische Ausstrahlungen waren so stark, daß selbst eine Nichttelepathin wie Lyda sie mit einiger Anstrengung wahrnehmen konnte. Diese Ausstrahlungen schienen den Riemenmann dann wie eine Aura zu umgeben – eine Aura, die ein eigentümliches, ganz unverwechselbares Muster hatte.

Lyda erschrak fast ein wenig, als der Riemenmann auf sie zutrat und ihr die Hand hinstreckte.

»Kommt gut zurück«, sagte er ruhig. »Und bringt uns die genauen Positionsdaten dieses Geheimplaneten. Ich bin selbst einmal auf Gefängniswelten gewesen, und obwohl ich mich nur undeutlich daran erinnern kann, weiß ich, daß das Leben dort fürchterlich gewesen sein muß. Wenn ihr Erfolg habt, können wir vielleicht alle weiteren Experimente Valdecs mit den Treibern verhindern. Ich bin sicher, daß Valdec aus den verschwundenen Treibern diese Superwesen bastelt, deren unheilvolles Wirken wir auf Shondyke erlebt haben.«

Zögernd schüttelte Lyda die ihr dargebotene Hand.

Ein seltsam prickelnder Energiestrom schien von dieser Berührung auszugehen, obwohl die goldenen Riemen doch angeblich die PSI-Energien, mit denen Llewellyn aufgeladen war, abschirmten.

Und der prickelnde Energiestrom hatte das gleiche Muster wie die Aura des Riemenmannes. Durch den direkten körperlichen Kontakt spürte Lyda dieses Muster so deutlich wie nie zuvor, ja, es brannte sich regelrecht in ihr Bewußtsein ein.

So tief, daß sie es niemals wieder wurde vergessen können!

*

Das PSI-Muster des Riemenmannes und das Erkennungsmuster dieses anderen Bewußtseins sind identisch?

Damon Credocks Frage war fast wie ein Aufschrei.

Völlig identisch. Ich verstehe zwar auch nicht, wie das möglich sein soll, aber es ist so!

Die Verbindung erstand neu. Und diesmal wurde auch Damon Credock in den Kontakt mit jenem anderen Bewußtsein, das sich Mar-Estos nannte, einbezogen.

Lyda begann langsam, an ihrem Verstand zu zweifeln. Einerseits wußte sie ganz genau, daß der Riemenmann mit absoluter Sicherheit nicht auf Sarym sein konnte, sondern sich wahrscheinlich nach wie vor auf Rorqual aufhielt. Andererseits aber war da dieses unverwechselbare, völlig einmalige Muster, das das Gegenteil zu beweisen schien.

Nein, sie mußte sich einfach irren. Wahrscheinlich ähnelten sich die Muster nur, und diese Ähnlichkeit war eine unbegreifliche Laune des Schicksals, ein bizarrer Zufall …

Aber instinktiv spürte die junge Terranautin, daß es eine andere, schlüssigere Antwort gab. Und diese Antwort würde sich finden lassen, wenn es ihr gelang, mit dem Mar-Estos-Bewußtsein zu kommunizieren.

Ein vorsichtiger, fragender Impuls. *Wer bist du? Bist du Llewellyn 709, der Riemenmann?*

Mar-Estos. Mar-Estos. Mar-Estos.

Ein klagender, mitleiderregender Singsang, dessen Tonfall eine unbestimmbare Angst in Lyda auslöste. Aus diesem Singsang sprach grenzenlose Verlassenheit.

Mar-Estos. Mar-Estos. Mar-Estos.

Plötzlich begriff Lyda.

Das fremde Bewußtsein wiederholte pausenlos seinen Namen, weil es in dieser grenzenlosen Leere nichts anderes gab, an das es sich hätte klammern können.

Mar-Estos, dieses frühere Ich des Riemenmannes, schien sich in einem fortgeschrittenen Stadium des Persönlichkeitszerfalls zu befinden!

Aber warum versuchte das einsame Bewußtsein denn nicht, seine Identität dadurch zu stabilisieren, daß es sich seinen Erinnerungen hingab? Warum hatte es sich keine Traumwelt aufgebaut, um darin zu überleben?

Mar-Estos. Mar-Estos. Mar-Estos.

Lyda konzentrierte sich mit aller Kraft, um den Wall zu durchdringen, den das andere Bewußtsein um sich aufgerichtet hatte. Sie spürte, wie Damon Credock sie bei dieser ungeheuer schweren Aufgabe zu unterstützen versuchte, indem er ihr seine gesamten mentalen Energiereserven zur Verfügung stellte.

Der Wall zerbrach.

Und Lyda sah das Gesicht eines Mannes …

… *Eine verzerrte Maske, böse und traurig zugleich.*

Sie kannte Mar-Estos' Gesicht. Es war das gleiche, das sie schon in ihren Träumen gesehen hatte.

Das Wispern, jetzt plötzlich stärker, kündete von unerträglicher Qual, von Schmerzen des Körpers und der Seele …

Eine neue Antwort – und zugleich ein neues Rätsel.

Die Korallenstadt hatte Lyda gerufen, aber sie hatte das nicht mit ihrer eigenen Stimme getan, sondern mit der Stimme des Mar-Estos-Bewußtseins!

Die Korallenstadt selbst ist zu fremdartig, meldete sich Damon Credock in Lydas Geist. *Du hättest sie niemals verstehen können, wenn sie sich nicht der einfacheren Impulsmuster von Mar-Estos bedient hätte.*

Lyda strahlte einen knappen Impuls der Zustimmung aus und machte sich daran, noch tiefer in das Mar-Estos-Bewußtsein vorzustoßen. Wie der ständig wiederholte Name war auch das Bild dieses vor Qual verzerrten Gesichtes ein Wall, hinter dem sich die Person Mar-Estos verbarg.

Auch dieser Wall löste sich langsam auf.

Dann kamen die Bilder.

Wie scharfkantige Splitter schnitten Mar-Estos' Erinnerungen in Lydas und Damons Geist. Das Doppelwesen Lyda/Damon schrie lautlos auf.

Jetzt wurde klar, warum Mar-Estos sich nicht seinen Erinnerungen zuwandte, um dadurch den rasch voranschreitenden Persönlichkeitsverfall aufzuhalten.

Diese Erinnerungen waren ganz einfach zu schrecklich.

Mar-Estos, der als Mittler bei den Surinen lebt und PSI-Fähigkeiten an sich entdeckt, die die aller anderen Mittler bei weitem übertreffen …

Dann: Ein kurzer, scharfer Schmerz. Bewußtlosigkeit. Und schließlich das Erwachen in einem kalten, sterilen Raum, der an den Operationssaal in einem Krankenhaus erinnert.

Zwei Gesichter …

Kühle graue Augen, ein selten lächelnder Mund. Schwarzes, sorgfältig gescheiteltes Haar, das an den Schläfen langsam eisgrau wird. Das Gesicht gehört zu einem mittelgroßen, gepflegt wirkenden Mann – und zu einem Namen, an den Mar-Estos nur voller Haß und Entsetzen denken kann: *Hermano Lotz.*

Der zweite Mann ist jünger, sein Gesicht freundlicher. Lotz' Assistent. Seinen Namen erfährt Mar-Estos nie.

Dann: die Experimente.

Schmerzen. Grauenhafte Schmerzen, die Mar-Estos' Geist zu zerreißen drohen. Je stärker die Schmerzen werden, desto mehr nehmen zugleich auch Mar-Estos' PSI-Fähigkeiten zu. Aber der Preis ist hoch.

Unmenschlich hoch.

Schließlich: die Explosion.

PSI-Energien geraten außer Kontrolle. Das Universum scheint auseinanderzureißen. Die Energiefluten schlagen wie eine Woge über den Wissenschaftlern zusammen, die um den Operationstisch herumstehen, auf dem Mar-Estos liegt. Der junge, freundliche Mann, dessen Namen der Gefolterte nicht kennt, taumelt zurück, verformt sich … Löst sich auf. Dann wird die Gestalt wieder erkennbar. Aber sie hat keine Ähnlichkeit mehr mit einem Menschen.

Die anderen Wissenschaftler sind verschwunden. Wilde Befriedigung durchpulst Mar-Estos. Doch in diese Befriedigung mischt sich Bedauern darüber, daß Hermano Lotz bei diesem Experiment nicht zugegen gewesen ist.

Dann: die Flucht.

Mar-Estos irrt durch den Dschungel. Etwas ruft ihn, und er schlägt sich zur Küste durch, findet dort eine Seerosenqualle.

Die Reise über das Meer. Nebel. Ein Traumhaken senkt sich auf die Seerosenqualle und lenkt sie zu einer Insel des Lichts, in deren Mitte sich die maritime Korallenstadt aus den Fluten erhebt.

Plötzlich: Mar-Estos in der Korallenstadt.

Die Erinnerungen werden undeutlicher, der Strom der Bilder versiegt. Jetzt sind da nur noch vage Schemen, Erinnerungsfragmente.

Ein Gesicht wie eine Knospe, eingefaßt in purpurne Blütenblätter. Die Knospe schimmert in einem strahlenden Goldton, sie pulsiert wie der Nebel …

Kommunikation.

Übereinstimmung.

Und dann: Verdoppelung.

Mar-Estos verläßt die Korallenstadt. Was aus ihm geworden ist,

weiß das Abbild seiner Psyche, diese lebende Fotografie einer Seele, mit der Lyda/Damon nun in Kontakt ist, nicht. Lyda/Damon weiß es.

Mar-Estos, Llewellyn 709, der Riemenmann …

Mar-Estos' Nachhall in der Korallenstadt ist einsam. Die schimmernde Knospe hat sich zurückgezogen … Aber hat sie eigentlich jemals wirklich existiert? War sie nicht nur ein Traumbild, die Vision eines kranken Gehirns?

Der Mar-Estos-Nachhall denkt lange darüber nach. Seine Gedanken kreisen in alle Ewigkeit um sich selbst, werden immer verworrener … Der Nachhall beginnt zu verwehen.

Mar-Estos. Mar-Estos. Mar-Estos.

Mit einer letzten verzweifelten Anstrengung löste sich Lyda Mars Bewußtsein aus dem Mahlstrom dieses gefolterten Geistes und brachte sich und Damon Credocks Ego in Sicherheit.

Jetzt wußte die Terranautin, was mit den entführten Surinen geschah!

Auf Sarym existierte eine Station der Grauen, in der verbotene PSI-Experimente durchgeführt wurden!

Aber so wichtig diese Erkenntnis auch war – im Vergleich zu einer anderen Entdeckung schien sie plötzlich keinerlei Bedeutung mehr zu besitzen.

Die unheimliche *Präsenz* in der Korallenstadt hatte, aus welchem Grund auch immer, Mar-Estos' Persönlichkeit verdoppelt, hatte einen Nachhall dieser Persönlichkeit geschaffen und ihn hier im Zentrum der Korallenstadt gespeichert.

Geschah das gleiche etwa jetzt, in diesem Augenblick, auch mit Lyda Mar und Damon Credock? Würden Nachklänge ihrer selbst in der Korallenstadt zurückbleiben, wenn sie diesen merkwürdigen Ort wieder verließen?

Aber bevor Lyda Mar und Damon Credock über diese Frage nachdenken konnten, begann das Meer, das kein Meer war, auf einmal zu pulsieren. Unglaubliche Energien wurden frei.

Lyda spürte, wie eine unbegreifliche Macht nach ihr griff und sie davonzerrte – hinein in einen neuen Strudel von Bildern.

Und diese Bilder waren noch viel fremdartiger als die Erinnerungen des Mar-Estos-Nachhalls …

*

Beinahe unerträgliche Schmerzen durchtobten Oinjis geschundenen Körper, als sich der PSI-Schmarotzer trotz seiner schweren

Verletzungen tiefer ins Innere der Quelle vorarbeitete. Immer wieder glitten seine Klammerwurzeln an der glatten, felsartigen Oberfläche des schmalen Ganges ab, aber der Ausgestoßene ließ nicht locker. Er mußte – mußte! – das Zentrum der Quelle erreichen, bevor die Samen des Orkansegler-Geistes ihm zuvorkamen.

Oinji war fest davon überzeugt, daß der *Große Orkan* diese Geistersamen geschickt hatte, um ihn für sein Sakrileg zu bestrafen und ihm jede Möglichkeit zu nehmen, sich an den Bildern der Quelle zu laben. Die einzige Chance, die ihm jetzt noch blieb, war ein direkter Kontakt mit eben jenen Geistersamen. Vielleicht würden sie sich ja einsichtig zeigen, wenn er mit Hilfe der Quelle zu ihnen sprach und ihnen seine verzweifelte Situation darstellte. Denn ohne die Gaben der Quelle, dessen war sich der PSI-Schmarotzer gewiß, würde er sterben müssen. Die Entzugserscheinungen würden immer stärker werden und ihn langsam, aber sicher in den Wahnsinn und dann in den Tod treiben.

Noch eine letzte Anstrengung …

… und Oinjis wunder Körper rollte in die Kaverne im Mittelpunkt des Hügels der Quelle.

Die Samen des flammenden Geistes waren schneller gewesen als er. Sie schwebten in einer Aureole aus goldenem Licht in der Höhle.

Verzweiflung überfiel Oinji. Obwohl er schon damit rechnete, daß die sieben Geistersamen bereits den Zugang zur Quelle versperrt hatten, konzentrierte er sich wie nie zuvor in seinem erbärmlichen Leben. Wenn er diesen letzten und wahrscheinlich aussichtslosen Versuch nicht unternahm, war ohnehin alles aus. Er konnte nicht noch mehr verlieren, sondern nur noch alles gewinnen.

Und der Kontakt kam!

Oinji wimmerte auf. Phantastische Energien strömten in sein Bewußtsein und seinen Körper, brannten seinen Geist leer und löschten die Welt um ihn herum aus.

Der PSI-Schmarotzer wußte nicht, wieviel Zeit vergangen sein mochte, als er wieder zu sich kam.

Das erste, was er wahrnahm, war, daß er sich nicht länger im Zentrum der Quelle befand.

Statt dessen trieb er mit atemberaubender Geschwindigkeit durch den Kristallzyklon, der immer noch den Hügel der Quelle umtoste.

Er trieb durch den Kristallzyklon.

Nein, das war völlig unmöglich. Wenn er wirklich hier war und das nicht bloß träumte, dann mußte er doch schon längst von den nadelscharfen Kristallsplittern zerrieben und zerfetzt worden sein …!

Aber er *war* hier – und die Kristalle konnten ihm nichts anhaben!

Harmlos prallten sie von seiner vollständig regenerierten Außenschale ab.

Als die nächste Bö kam, fuhr Oinji instinktiv die Steuerhäute aus.

Und auch die Steuerhäute waren wieder heil – ebenso wie die Gleitmembranen!

Benommen ließ sich der PSI-Schmarotzer weitertreiben. Jetzt erst spürte er die seltsame Energie, die durch seinen Körper pulste. Hatte diese Energie ihn geheilt und unverletzlich gemacht?

Es war einfach unglaublich.

Plötzlich begriff Oinji.

Die Geistersamen waren nicht gekommen, um ihn für sein Sakrileg zu bestrafen und ihn von der Quelle zu vertreiben. Sie waren gekommen, weil sie ihn zu einem Halbgott machen wollten!

Mit einem gellenden psionischen Triumphschrei stürmte Oinji vorwärts.

Oinji, der Ausgestoßene? Nein, diese Zeiten waren vorüber!

Jetzt war er Oinji, der Halbgott – ein Wesen, das über mehr Macht verfügte als je ein anderer Orkansegler vor ihm.

Und das würden seine Artgenossen, die ihn so gnadenlos verspottet und schließlich sogar ausgestoßen hatten, schon sehr bald zu spüren bekommen!

*

Das Doppelwesen Lyda/Damon löste sich auf.

Der psionische Kurzschluß, den Oinjis Anwesenheit in der Speichermatrix der PSI-Auren verursacht hatte, riß nur Lyda Mars Geist hinüber in die PSI-Aura des Höllenplaneten Arioch. Damon Credocks Bewußtsein blieb auf Sarym zurück, aber da die Verbindung zu Lyda nicht ganz abbrach, hatte auch er teil an den phantastischen Bildern und Symbolen, die über Lyda hereinbrachen und den Geist der Terranautin fast zerstörten.

Zugleich mit den Bildern strömte PSI-Energie in Lyda ein. Aber das spürte die Terranautin nicht. Sie war nur ein Gefäß für diese überwältigenden Energiemengen, speicherte sie nur so lange, bis jenes kaum mehr menschliche Geschöpf die gesamten Energien aufsaugte, das später einmal den Namen Aura Damona Mar tragen sollte und jetzt noch nicht viel mehr war als eine sich gerade entfaltende Ansammlung von unspezialisierten Zellen.

Aus dem Chaos der Bilder und Symbole jedoch formte sich in Lydas

Geist ein alptraumhafter Gesamteindruck, der so übermächtig war, daß er sowohl Lyda als auch Damon in einen katatonischen Schockzustand trieb …

Yggdrasil.

Lyda sah Yggdrasil, den Welturbaum, aber zugleich war dieser titanische Baum doch nicht jener Yggdrasil, den sie kannte. Und in den Astgabelungen dieses anderen Yggdrasil wuchsen winzige Keimlinge – Schmarotzer.

Die Knospen des Baumes.

Immer größer wurden die Keime, und auf einmal lösten sie ihre bleichen Wurzeln aus der Borke des großen Baumes und fielen zu Boden. Eine unheimliche Metamorphose begann.

In diesem zweiten Stadium waren die *Knospen des Baumes* in der Lage, sich aus eigener Kraft vorwärts zu bewegen. Über unzählige Generationen hinweg gewannen sie an Intelligenz – und eine Zivilisation entstand, die schließlich sogar nach den Sternen griff.

Und die damit begann, ganze Sonnensysteme nach ihrem Willen umzuformen.

Auf dem Planeten Arioch schufen die *Knospen* aus dem genetischen Material einer anderen pflanzlichen Rasse, der Orkansegler (die zwar gleichfalls mobil, aber ungleich primitiver als die *Knospen* waren), titanische Raumsonden, die sie *Sammler* nannten und in die entlegensten Regionen der Galaxis entsandten, um mehr über den Aufbau des Kosmos und über die darin lebenden Sternenvölker zu erfahren.

Um die Daten, die die *Sammler* zusammentragen sollten, speichern und verarbeiten zu können, machten sich die *Knospen* zugleich daran, einen riesigen PSI-Computer zu konstruieren. Dieser Computer war so komplex, daß er fast das ganze Sonnensystem umspannte, in dem die *Knospen* ihre Experimente durchführten.

Und so entstanden die PSI-Auren und das PSI-Netz.

Zugleich diente der Computer noch einem anderen Zweck. Zu seinen Funktionen gehörte es auch, die Strahlung der Sonne zu modifizieren und mit Hilfe dieser Strahlung auf dem Planeten *Gleichgewicht* (den die Terraner später als Sarym oder Surin bezeichnen würden) gezielte Mutationen zu erzeugen, die zusammen ein völlig neuartiges Öko-System ergaben, dessen Weiterentwicklung von den Auren mit Hilfe der Traumhaken – ebenfalls eine Schöpfung der *Knospen* – gelenkt werden sollte.

Das alles sah Lyda Mar.

Und sie sah auch, warum der Plan der *Knospen,* ein vollendetes

homöostatisches Bio-PSI-Lebenssystem zu erschaffen, so kläglich scheiterte.

Und gerade die Bilder und Symbole, die dieses Scheitern schilderten, waren so schrecklich, daß Lyda Mar – und durch sie auch Damon Credock – fast den Verstand verloren.

Der Kontakt riß ab.

Lyda Mar und Damon Credock versanken in tiefe Bewußtlosigkeit.

Und es würde lange dauern, bis sie den Schock der Erkenntnis so weit verarbeitet hatten, daß sie ihr Bewußtsein wiedererlangen konnten, ohne doch noch wahnsinnig zu werden …

*

Ennerk Prime schwitzte vor Angst. Immer wieder rüttelte er verzweifelt an den reglos daliegenden Körpern Lyda Mars und Damon Credocks, die er hier in dieser unheimlichen Höhle im Zentrum der Korallenstadt gefunden hatte.

Natürlich wußte der Terranaut, wie sinnlos seine Bemühungen letztlich waren. Er würde gar nichts erreichen können, solange diese verdammten Traumhaken auf den Handrücken seiner beiden Freunde saßen und sie in einem merkwürdigen Trancezustand hielten, aus dem es kein Erwachen zu geben schien.

Und die Zeit wurde langsam immer knapper.

Die Wände der blau fluoreszierenden Höhle zogen sich unaufhaltsam zusammen.

Ennerk Prime wagte kaum daran zu denken, wie eng der Gang, durch den er gekommen war, nun wohl schon sein mochte. Wenn er noch lange zögerte, würde ihm der Rückweg vielleicht schon versperrt sein …!

Ich muß die Traumhaken abreißen, dachte der Sechzigjährige benommen. Ganz gleich, was das für Folgen, haben mag!

Aber in diesem Augenblick fielen die Traumhaken von selber ab.

Ennerk atmete tief durch. Seine Nerven waren bis zum Zerreißen angespannt. Jetzt *mußten* die beiden doch endlich wieder zu sich kommen!

Ein leises Stöhnen … Eine schwache Bewegung …

Der Terranaut beugte sich tiefer über Damon Credock. Tatsächlich – der Mittler hatte die Augen aufgeschlagen.

»Damon! Damon, ich bin es, Ennerk!«

Keine Reaktion. Damon Credock starrte den Sechzigjährigen mit völlig ausdruckslosem Blick an. Wie ein Zombie, dachte Ennerk Prime

entsetzt. Was mögen die beiden während ihres Kontaktes mit den Traumhaken bloß erlebt haben?

»Wir müssen hier raus, Damon. Ich trage Lyda … Kannst du allein gehen?«

Immer noch keine Reaktion.

Der Terranaut schüttelte die Benommenheit von sich ab und warf sich die nach wie vor bewußtlose, seltsam steife Lyda Mar über die Schultern und stürmte los. Er nahm sich nicht einmal die Zeit zurückzuschauen, ob Damon Credock ihm auch wirklich folgte.

Der Gang war jetzt schon so eng, daß Ennerk Prime dauernd mit den Schultern gegen die Wände stieß. An einigen Stellen mußte er Lyda hinter sich herschleifen, weil er sie anders nicht durch die Engpässe transportieren konnte.

Bis zum Ausgang waren es nur wenige Meter, aber diese kurze Strecke kam dem Terranauten wie ein endloser Alptraum vor. Keuchend und fluchend kämpfte er sich vorwärts, und in den Schweiß auf seinem Gesicht mischten sich Tränen der Verzweiflung.

Aber er schaffte es.

Jetzt, da die Flut noch weitergestiegen war, schwamm die Seerosenqualle der Expedition kaum noch vier oder fünf Meter unter dem Höhlenausgang. Ennerk Prime sandte ein kurzes Stoßgebet zum Himmel und warf Lyda einfach hinunter auf das nachgiebige, federnde Blatt, das ihren Fall wie ein Sprungtuch dämpfte.

Mit roboterhaft steifen Bewegungen taumelte plötzlich auch Damon Credock aus dem engen Stollen. Prime schob den Mittler an sich vorbei und gab ihm einen kräftigen Stoß.

Dann sprang auch er.

Der Aufprall der drei schweren Körper auf ihre empfindliche Blattoberseite schien der Seerosenqualle ganz und gar nicht zu behagen. Mit wirbelnden Tentakeln schoß sie davon, weg von der Korallenstadt, die jetzt aus unerklärlichen Gründen nicht mehr rotgolden pulsierte.

Keuchend kauerte Prime auf dem schwammigen Blatt und rieb sich den rechten Knöchel, den er sich bei dem riskanten Sprung verstaucht hatte. Lyda Mar und Damon Credock hingegen schienen den Sturz unverletzt überstanden zu haben. Allerdings war der Mittler jetzt wieder vollständig erstarrt und lag genauso reglos auf dem Blatt wie Lyda Mar.

Bevor der Nebel die Seerosenqualle endgültig einhüllte, warf Ennerk Prime noch einen letzten Blick zur Korallenstadt zurück – und wurde Zeuge eines phantastischen Schauspiels.

Aus den zahllosen Stollenöffnungen quollen ganze Schwärme von Traumhaken und vereinigten sich oberhalb der nur noch wenige Meter aus den Fluten ragenden Spitze der Korallenstadt zu einer gewaltigen, auf und ab tanzenden Wolke. Und hinter den Traumhaken schlossen sich die Höhlen.

Plötzlich drehte die Wolke ab und schwebte in Richtung Norden davon. Ein neuer Lebenszyklus hatte begonnen.

Dann verschwand das unglaubliche Bild plötzlich hinter treibenden Nebelfetzen.

Die Seerosenqualle glitt jetzt mit ständig zunehmender Geschwindigkeit über das Meer. Sie schien ihren alten Kurs wieder aufgenommen zu haben, ohne daß sie dazu einen besonderen Befehl erhalten hatte. Unwillkürlich atmete Ennerk Prime erleichtert auf.

Noch war nicht alles verloren. Sie würden den Südkontinent doch noch erreichen. Und bis dahin würden sich sicherlich auch Lyda Mar und Damon Credock wieder erholt haben!

Zu diesem Zeitpunkt konnte der Terranaut natürlich nicht ahnen, daß der Kurs der Seerosenqualle sie alle mitten in einen gewaltigen Sturm führen sollte, der sich jetzt schon jenseits der Nebelmassen zusammenballte …

*

In der Kommandozentrale der Geheimstation herrschte hektische Aktivität. Rund ein Dutzend Männer und Frauen – vorwiegend Wissenschaftler, aber auch Computertechniker und Sicherheitsfachleute – hatte sich hier versammelt, um über die neuesten Entwicklungen zu diskutieren. Laufend trafen weitere Beratungsteilnehmer ein, wurden kurz über den Stand der Dinge informiert und um ihre Meinung gefragt.

Eine ganze Wand der Zentrale bestand aus einem flimmernden Bildschirm, auf dem jetzt eine Karte des Planeten Sarym erschien. Leuchtpunkte zeigten die Positionen der schwimmenden Roboteinheiten an, die sofort ausgeschwärmt waren, um die verschwundene Seerosenqualle zu finden.

Verschwunden – oder, besser gesagt, von einer unbekannten Macht entführt!

Der junge Überwachungstechniker rutschte unruhig auf seinem Stuhl hin und her. Da er es gewesen war, der die bestürzende Entdeckung gemacht hatte, stand er in gewisser Weise im Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit. Immer wieder richteten

Neuankömmlinge Informationsfragen an ihn. Was genau hatte sich zugetragen? Konnte er darüber Auskunft geben, warum nur eine der beiden Seerosenquallen durch die Traumhaken vom Kurs abgebracht worden war? Was …?

Schlagartig erstarb das Stimmengewirr. Alle Blicke richteten sich zur Tür.

Auch der junge Techniker starrte das Wesen an, das jetzt langsam in den Raum schwebte. Wie jeder in der Station kannte er Dor Masali, den persönlichen Assistenten des Kommandanten, und er kannte auch die Gerüchte, die über den unheimlichen Cyborg im Umlauf waren. Es hieß, daß Masali bei einem Ausbruch unbekannter psionischer Energien entsetzlich verstümmelt worden sei. Aber das sollte nun schon runde fünfzehn Jahre zurückliegen.

Über die genauen Begleitumstände der Katastrophe wußte allerdings niemand etwas.

»Ich möchte Sie bitten, jetzt Ihre Plätze einzunehmen«, schnitt die gefühllose Stimme des Cyborgs durch den Raum. »Der Kommandant wird in wenigen Augenblicken eintreffen, so daß wir mit der Krisensitzung beginnen können.«

Der Klang der Computerstimme ließ den jungen Techniker frösteln. Immerhin wirkte der monströse Cyborg hier, in diesem kleinen Saal voller Menschen, nicht ganz so beängstigend wie an jenem Tag, als der Techniker mit dem Kommandanten und dem Cyborg allein im Büro des Stationsleiters gesprochen hatte.

Auch die letzten Anwesenden hatten sich mittlerweile um den hufeisenförmigen Konferenztisch verteilt. Vereinzelt flackerten wieder Unterhaltungen auf, aber alle Gespräche wurden sehr gedämpft geführt.

Dann betrat der Kommandant den Raum.

Mit federnden Schritten ging er zum Kopfende des Tisches und setzte sich.

Der junge Techniker beugte sich gespannt vor. Unwillkürlich fiel sein Blick auf das Porträt-Hologramm des Lordoberst Valdec, das über dem Kopf des Kommandanten an der Wand hing. Etwas von der Autorität des obersten Befehlshabers schien auch auf den mittelgroßen, grauhaarigen Mann überzugehen, der gerade noch einen Schluck Wasser aus einem vor ihm stehenden Glas trank, bevor er das Wort ergriff. Der junge Techniker hatte das Gefühl, einem historischen Moment beizuwohnen, als der Kommandant zu sprechen begann.

»Ich eröffne hiermit die Beratung des Krisenstabes«, sagte Hermano Lotz.

*

Die Sammler:

Die Informationsabgabe ist beendet.

Bis zum Bersten mit PSI-Energie aufgefüllt verlassen wir traurig die PSI-Aura unseres Heimatplaneten und schwingen uns durch die tobenden Kristallzyklone hinauf ins Weltall. Langsam bleibt die Atmosphäre der überschweren Welt hinter uns zurück, und die Kälte des absoluten Nichts umfängt uns. Der Weltraum scheint uns willkommen zu heißen, und plötzlich begreifen wir, daß eigentlich dies unsere Heimat ist und nicht jener nach kosmischen Maßstäben so winzige Planet, auf dem unser Geschlecht seinen Ursprung hat. Kraftvoll streben wir hinaus in die unendliche Weite des Raumes.

Sternwärts!

Die Traurigkeit verfliegt. Wir sind jung, und die Galaxis steht uns offen. Wir können sie ganz nach Belieben durchstreifen, denn der neue Auftrag, den wir von den PSI-Auren erhalten haben, schreibt uns kein bestimmtes Einsatzgebiet vor.

In sieben verschiedene Richtungen streben wir davon. Das Band, das zwischen uns besteht, dehnt sich immer weiter aus, wird schwächer, reißt aber nicht. Es bleibt selbst dann noch bestehen, als die zunehmende Entfernung das Gefühl des *Wir* abschwächt und aus dem siebengeteilten *Wir* langsam sieben verschiedene *Ichs* werden. Sieben eng miteinander verbundene, aber doch unterschiedliche Sammler entstehen.

Als sich unsere sieben *Ichs* bereits sehr deutlich herauskristallisiert haben, nehmen wir ein letztes Mal einen direkten PSI-Kontakt miteinander auf. Wir wünschen einander Glück bei unserer schwierigen Mission. Wer von uns wird es sein, der die verschwundenen *Knospen des Baumes* findet und ihnen die flehende Botschaft der PSI-Auren übermittelt? Wer von uns wird es sein, der die *Knospen des Baumes* bewegen muß, ihr freiwillig gewähltes Exil aufzugeben und wieder in dieses System zurückzukehren, in dem die Auren geduldig auf sie warten?

Diese Gedanken lassen das Entsetzen, das wir während des Informationsaustausches empfunden haben, plötzlich erneut in uns aufkeimen. Und wir erinnern uns wieder daran, was uns die Auren mitgeteilt haben. Zugleich fallen uns auch wieder die Überlegungen des alten Sammlers ein, der uns geboren hat.

Wie sehr er sich doch getäuscht hat, als er glaubte, die Auren

würden uns auf eine Mission der Rache und der Vernichtung aussenden! Aber natürlich lag dieser Schluß nahe, denn der alte Sammler mußte ja aufgrund der unzureichenden Informationen, die ihm zur Verfügung standen, fast unweigerlich auf den Gedanken kommen, daß eine unbekannte Macht – ein unerbittlicher Feind – die PSI-Auren und das PSI-Netz angegriffen hatte.

Doch wir, die Nachkommen dieses Sammlers, kennen nun die furchtbare Wahrheit. Nicht ein unbekannter Feind aus den Tiefen des Alls hat die großartigen Experimente der *Knospen* zum Scheitern verurteilt, sondern die Knospen des Baumes selbst!

Noch einmal strömen die Bilder durch unser Bewußtsein, die die Auren uns gezeigt haben, während sie uns mit PSI-Energien aufluden.

Noch einmal sehen wir das frevelhafte Experiment einer kleinen Gruppe von *Knospen,* die trotz der Warnungen und Ermahnungen ihrer Artgenossen geglaubt haben, mit Kräften spielen zu können, die nicht aus diesem Universum stammten. Wir sehen, wie eine ungeheure Flut alles zerstörender, nachtschwarzer Energie über das System hereinbricht und zwei der Auren vernichtet. Wir sehen, wie auch die Frevler selbst dieser Hölle zum Opfer fallen und sich in etwas unsagbar Schreckliches verwandeln – in eine neue, degenerierte Lebensform, die nun ihr Dasein in den Wattzonen des Planeten *Gleichgewicht* fristet, von einem immensen Haß gegen alle anderen Lebewesen erfüllt.

Die Auren haben uns auch ein Bild dieser neuen Lebensform gezeigt, und der Ekel, der uns bei diesem Anblick erfüllt hat, ist unbeschreiblich gewesen.

Ockergelbe, sich durch den Schlamm windende Stränge … Stumpfe, von fast schwarzen Deckblättchen umgebene Knospenherzen, in denen nur noch winzige goldene Einsprengsel von der Schönheit künden, die den normalen *Knospen des Baumes* eigen ist …

Und neben dem Ekel spüren wir auch so etwas wie Mitleid. Sicherlich war das Verbrechen jener *Knospen* groß, aber haben sie es denn wirklich verdient, von den entfesselten Energien aus dem fremden Kontinuum so schrecklich entstellt zu werden?

Wie gewaltig der Frevel gewesen ist, können wir vielleicht gar nicht ermessen. Die überlebenden *Knospen des Baumes* aber haben sein volles Ausmaß sicherlich begriffen. Denn aus Scham darüber, daß es *Knospen* wie sie waren, die diese lebensfeindliche Energie freisetzten, haben sie sich aus ihrem Experimentalsystem zurückgezogen, um an einem unbekannten Ort irgendwo in der Galaxis Buße zu tun und sich auf ihre untergeordnete Stellung im Gefüge des Universums zu

besinnen.

Und so lautet unser Auftrag:

Sucht die Knospen des Baumes.

Bittet sie, ihr freiwilliges Exil aufzugeben und heimzukehren.

Teilt ihnen mit, daß erneut überall in der Galaxis ein sternenfahrendes Volk, das auch bis in unser System vorgestoßen ist, jene lebensfeindliche Energie freisetzt, die damals das Verderben über die Knospen und ihre treuen Diener, die Auren, brachte.

Um diesem Unheil Einhalt zu gebieten, müssen wir die *Knospen des Baumes* finden.

Wir zweifeln nicht daran, daß wir die uns übertragene Aufgabe auch erfüllen können.

Aber wir haben Angst davor, daß wir zu langsam sind. Bereits jetzt, so haben uns die Auren verraten, scheint die Stabilität der gesamten Galaxis gefährdet zu sein.

Wir werden uns beeilen müssen.

*

Am Rande des Norvo-Systems, ganz in der Nähe der Station OUTPOST, tauchte ein weiteres Schiff mit Gefangenen aus dem Weltraum II.

Und wie alle neueren Raumschiffe Terras wurde auch dieses *mit jener Kraft betrieben, die den Knospen des Baumes einst zum Verhängnis geworden war: Kaiserkraft!*

ENDE

In der nächsten Woche erscheint als Band 43:

»Zuchtstation der Supertreiber«

von Andreas Weiler

In der geheimnisvollen Korallenstadt erhielten Lyda und Damon die ersten Hinweise auf die mysteriösen »Knospen des Baumes«, die in der weiteren Handlung noch eine wichtige Rolle spielen werden. Einstweilen müssen sich die Terranauten jedoch um ihr vordringlichstes Ziel kümmern. Sie müssen zur zweiten Korallenstadt auf dem Kontinent, um dort ihre Gefährten wiederzutreffen und das Geheimnis der verschwundenen Surinen zu klären. Nur so können sie die Unterstützung der Surinen für die Flucht von Sarym gewinnen.

Doch in der Geheimstation unter dem Kommando von Hermano Lotz ist man nicht untätig. Robotische Fänger werden auf die Spur der Terranauten gesetzt. Und bald sehen sich die vier Gefährten dem furchtbaren Geheimnis Saryms selbst gegenüber. Sie erleben die Schrecken der ZUCHTSTATION DER SUPERTREIBER … Können die Terranauten Valdecs verbrecherische Menschenexperimente aufhalten?